

— ♦ — Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland). ♦ —
 Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.



Eineloge in Subpacht.

Als der Marquis von Baudran das Unglück hatte, seine Schwester zu verlieren, gab es unter seinen Freunden große Aufregung, aber aus einem ganz anderen Grunde, als man annehmen möchte. Das Bedauern galt weniger dem Trauer-

fall, als der schönen Proszeniumsloge, die der Marquis im Theater Français gemiethet hat, seitdem ein genialer Direktor das Dienstags-Abonnement erfunden hat. Es ist dies eine reizende Neuerung, welche den Zuschauern gestattet, sich ebenso

während der Akte, wie während der Zwischenakte zu amüsiren, da sie sich ununterbrochen gegenseitig ausstellen, bewundern, bekritlein, kokettiren, plaudern und den höheren „Flirt“ treiben.

Wie gesagt, die Loge ist schön. Man sieht zwar nur die halbe Bühne, aber man wird sehr gut gesehen. Lästig ist nur, daß die Stimmen der Schauspieler zuweilen die Unterhaltung in den Logen deckt; allein, wenn man ein wenig in das Innere der Loge rückt, entgeht man dieser Störung.

Darum war denn auch die Loge des Marquis (oder besser der Marquise, denn sie war es, die jeden Dienstag an der mit rothem Sammt verkleideten Logenbrüstung triumphirte) der Gegenstand aller Begierden. Und nun trat eine Trauer ein, die sechs Monate währen sollte, die ganze Zeit des Abonnements! Wem werden die Baudrans das so kostbare Recht überlassen? Das wußte Niemand; höchstens, daß eine 93-jährige Dame dieses Bekannten-Kreises den Gedanken anregte, daß die Baudrans am besten thäten, ihre Loge zu behalten und sie an jedem Dienstag einem ihrer Freunde zu schenken. Aus diesem Vorschlage schloß die Gesellschaft, daß die alte Dame wieder kindisch geworden sei. In unserer materiellen Zeit muß man aus Allem Geld machen, wenn man nicht für einen prächtigen Juden gelten will. Darum zweifelte auch Niemand, daß die Loge weiter vermietet werden würde.

Die Bewerbungen um die Loge machten sich gleich in den ersten Tagen der Trauerzeit bemerkbar. Man machte den Baudrans Beileidsbesuche und nach Verlauf der ersten zehn Minuten machte man Anspielungen auf die „Zurückgezogenheit“, welche dieser schmerzliche Verlust nothwendigerweise zur Folge haben müsse; keine großen Diners mehr, keine Festlichkeiten, kein Theater, wenn man eine so herrliche Loge hat, den Gegenstand des Neides Aller! . . . Ach, wer wird in so schmerzlichen Augenblicken von solch' gleichgiltigen Dingen reden! . . . Erst einen Monat später wagte man deutlichere Anspielungen; allein der Marquis und die Marquise antworteten ausweichend: „sie hätten noch keinen Entschluß gefaßt, sie stünden noch in Unterhandlungen u. s. w.“ Man verbreitete das Gerücht, ein Großfürst wolle in dieser prächtigen Loge eine wunderbare Schönheit, in die er verliebt war, zur Schau stellen.

Die Baudrans sagten nicht die Wahrheit und das verbreitete Gerücht war grundlos. Aber die Marquise wollte Zurückhaltung beobachten, denn Pipart hatte ihr eine interessante Nachricht gebracht. Pipart bringt immer interessante Nachrichten.

Ihr kennt doch wohl Pipart? Wer Pipart nicht kennt, ist kein moderner Mensch. Pipart ist eine Pariser Berühmtheit, aber keine von jenen, die man in den klassischen Zeitungs-Berichten immer wieder antrifft: „Wir sahen die Herren A . . . B . . . C . . .“ Nein, Pipart ist „selected“. Und man muß selbst zu den Ausgewählten gehören, um zu wissen, wer Pipart ist. Bloss die Schneider und Schuhmacher nennen Pipart bei seinem wahren Namen: Graf von Bergannes; und Pipart ist auf diesen seinen Rosenamen stolzer, denn auf seine Ahnen, die die Kreuzzüge mitgemacht haben. Warum Pipart? Was bedeutet Pipart? Das wird nie ein Mensch entdecken! Der Ursprung dieser wohlklingenden Benennung verliert sich in dem Dunkel der Zeiten, da noch die Crinoline herrschte. Denn Pipart steht nicht mehr in der ersten Jugend. Seit fünfund-

zwanzig Jahren ist er der Zwischenträger zwischen allen Gesellschaftsklassen, zwischen der großen Welt, der Halbwelt, der fremden Welt, indem er Nachrichten, Vorschläge, Heirathen und Klatsch jeder Art vermittelt. Und so ist er für alle Jene, die sich schmeicheln, zu irgend einer Gesellschaftsklasse zu gehören, berühmt, wichtig, unentbehrlich geworden.

Pipart also hatte eine Unterredung mit der Marquise von Baudran.

— Ich weiß eine gute Nachricht.

— Wie immer.

— Nein, eine sehr gute; eine bessere, als gewöhnlich.

— Lassen Sie mich nicht lange schmachten; sagen Sie Ihre Nachricht ohne Einleitung, sonst wird sie nicht gut sein.

— Wissen Sie, wer Ihre Loge pachten will?

— Alle Welt.

— Noch besser; Leute, die nicht „alle Welt“ sind. Amerikaner aus San-Francisco.

— Gibt es denn noch solche? Ich glaubte, sie wären Alle in London, mit der Milliarden-Besitzerin aus Californien, und es wären nur die Damen Scott beim Abbé Constantin zurückgeblieben, um uns zur Buße zurückzuführen.

— Das ist ein Irrthum; Paris besitzt wenigstens noch vier Amerikaner: Vater, Mutter, Sohn und Tochter. Sie heißen Playne.

— Und warum wollen diese jeden Dienstag in meiner Loge sitzen?

— Sie haben gelesen, daß es sich gezieme, am Dienstag abonniert zu sein, und sie fügen sich dem Gebrauche.

— Welchen Grund haben diese Leute zu glauben, daß ich ihnen den Vorzug geben werde, da ich zehn Bekannte habe, die dasselbe wollen?

— Sie vertrauen auf ihr Geld.

— Ach, diese Leute wollen mir ein kleines Trinkgeld bieten, wie einem Theaterarten-Händler? . . . Und wer hat ihnen gesagt, daß sich bei mir diese schöne Gelegenheit darbiete? Doch hoffentlich nicht Sie?

— Jawohl, ich.

— Sie unterstützen demnach eine solche Anmaßung?

— Nicht im Mindesten. Ich habe gesprächsweise Ihrer Loge erwähnt, wie ich vor Ihnen von dem Wunsche der Playnes sprach.

— Ach ja, das ist's; der freie Austausch des Klatsches. Nun denn, vollenden Sie Ihr Werk. Schildern Sie mir diese Playnes, damit ich den Effekt beurtheilen kann, den sie in meiner Loge machen werden.

— Der Vater ist ein kleines Männchen mit vier grauen Haaren unter dem Kinn, dermaßen mager, als hätten ihn zwei Marmorblöcke in den Marmorbrüchen plattgedrückt, welchen er sein großes Vermögen zu verdanken hat. Alles in Allem ist er häßlich zum Anschauen; aber man wird ihn nicht sehen, weil er sich hinter seiner Frau verbirgt. Diese Frau ist monumental, mit den weißen Fleischmassen und dem blonden Haar einer Deutschen; denn ihr Vater war von Hamburg nach Amerika ausgewandert. Lyon hat nicht genug reiche Seidenstoffe, Sibirien nicht genug kostbares Pelzwerk und Brasilien nicht genug große Diamanten, um Madame Playne zu befriedigen. Da sie aber den guten Geschmack besitzt, alle diese Reichthümer

nach den Weisungen der geschicktesten Lieferanten anzulegen, bietet der Anblick nichts Lächerliches und wird sie Ihre Loge nicht entehren. Der Sohn ist roth, stattlich, elegant gekleidet. Wenn er nicht allzuviel Cock-tails getrunken haben wird, wird er in der Loge eine gute Figur machen. Ein famoser Kerl!

— Ah! und die Tochter?

— Die Leute sind nach Europa gekommen, um die Tochter auszustellen und wahrscheinlich auch, um sie, mit einer hübschen Anzahl von Millionen behaftet, hier zurückzulassen. Entschieden ein vorzüglicher Ausfuhr-Artikel. Stellen Sie sich eine große, schlank Person vor, mit einer Büste, die gerade voll genug ist, um die Bewunderung auf sich zu lenken, ohne die Schamhaftigkeit zu verletzen. Was soll ich Ihnen von ihrer stolzen und doch reizvollen Physiognomie, von ihrem korrekt geschnittenen Profil, von ihren tiefen Augen sagen? . . .

— Halten Sie ein! Ich glaube schier, Sie wollen sie zur Gräfin Bergannes machen?

— Ach, der Graf Bergannes hat längst dem Pipart Platz gemacht, und man wird nicht Madame Pipart . . . Ich spreche von Miß Playne mit vollkommener Interesseloseigkeit. Aber es gibt für ein solches Wunder andere Gatten. Adalbert zum Beispiel . . .

— Mein Bruder?

— Warum nicht? Wollen Sie denn, daß Adalbert Jungeselle bleibe?

— Wenn ich es wünschte, wäre es gewiß nicht, damit meine Kinder ihn beerben. Wir haben ihn um zwei Jahre zu spät unter Kuratel stellen lassen und Sie wissen, was diese Großmuth uns gekostet hat.

— Adalbert ist ruiniert, ich weiß es. Aber er ist unwiderstehlich; mit seinem Kahlkopf, seinem Stammeln, seiner lieblichen Art, vorgebeugt zu gehen und seinem rüden Aussehen wird er einen tiefen Eindruck auf diese Amerikanerin machen, die bisher nur gemeine Herkulesse vom Schlage ihres Bruders gesehen hat.

— Aber Adalbert kennt diese Perle aus dem Westen nicht.

— Die Bekanntschaft ist bald gemacht. In Ihrer Loge . . .

— Ach, ich begreife jetzt. Darum also haben Sie vor den Playnes von meiner Loge gesprochen. Mein Lieber, Sie werden entschieden alt, wenn Sie sich schon auf Ehevermittlungen werfen. — Nun denn, ich danke Ihnen, und werde mir die Sache überlegen.

*

Am ersten Dienstag des Abonnements blieb die Loge der Baudrans leer; Das genügte, um den Anstand zu wahren. In der nächsten Woche harreten alle Theater-Habitues neugierig der Ankunft Derjenigen, die diese vielbegehrte Loge besitzen sollten. Man wußte bereits, daß die Marquise allerlei Vorwände erdacht hatte, um alle Anträge zurückzuweisen, daß die geschicktesten Manöver an ihrem unbegreiflichen Eigensinn Schiffbruch litten. Die Loge wird sicherlich illustre Gäste aufnehmen, noch nicht vertriebene Prinzen, Thronprätendenten oder einen fremden Herrscher.

Gegen halb zehn Uhr stand Fräulein Reichemberg auf der Scene und ließ alle Wunder ihrer Kunst glänzen. Aber Niemand hörte ihr zu. Man vernahm jenes köstliche Gemurmel, welches die Kenner so sehr schätzen und welches in dem

Zuschauerraum eines Theaters immer die Anwesenheit einer großen Anzahl vornehmer Leute verräth. Man konstatierte auch, daß nur vornehme Leute da seien; denn nicht ein einziges „Still!“ störte die Ruhe der Gespräche.

Plötzlich trat tiefe Stille ein. Die Sache kam so unerwartet, daß die Schauspieler auf der Bühne davon betroffen waren. Was bedeutet dieser Zwischenakt in dem sonst so lebhaften Geplauder? Bemerkte man irgendwo ein Rauchwölkchen aufsteigen? Die Schauspieler blickten zur Decke empor und die Feuerlöschmänner bereiteten sich zum Rettungswerke.

Aber es handelte sich um etwas ganz Anderes. Die Loge der Baudrans füllte sich. Mutter Playne, eine Kariatide aus Eberdunen, tauchte an der Logenbrüstung auf; sie entledigte sich ihres aus einem Goldstoffe geschnittenen Mantels und stellte überquellende Fleischmassen, ungeheure Arme zur Schau.

— Ach, gütiger Gott! schrie man in einer gegenüber gelegenen Loge, — wo ist denn der Polizei-Kommissär? Sehet doch jene Dame, die ihre Schenkel zeigt!

Doch hinter Madame Playne kam Miß Playne und die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich von der reich besetzten Ausstellung der Mutter sogleich zur Tochter. Das Entzücken Pipart's schien gerechtfertigt; niemals hatte die Loge der Baudrans, wo schon viele in der Mode befindliche Schönheiten die Huld hatten, sich der Bewunderung der Dienstags-Abonnenten preiszugeben, einer schöneren Perle als Fassung gedient. Das durch die Neugierde unterbrochene Gemurmel stellte sich alsbald wieder ein und, aber jetzt setzte es sich aus zahlreichen Ausrufen ungeheurer Bewunderung und aus den Widersprüchen der anderen, in ihrer Eitelkeit getroffenen Frauen zusammen. Das gewohnte Geräusch gab den Schauspielern auf der Scene ihre Gemüthsruhe wieder.

Der alte Playne schlüpfte unbemerkt hinter den monumentalen Rücken seiner Gattin. Was den jungen Playne betrifft, den man zu diesem feierlichen Abend vorzeitig den Wonnens des Cock-tail entrissen hatte, so stand er aufrecht da, mit der Haltung eines gelangweilten Riesen, den breiten Panzer seines Hemdes als Zielpunkt für alle die Ferngläser darbietend, die sich jetzt neugierig auf die Neugekommenen richteten. Um Fräulein Reichemberg und ihre Comparserie kümmerte sich kein Mensch mehr. Eine Frage schwebte auf Aller Lippen: „Wer sind diese Leute?“

Pipart war auf seinem Posten in den Couloirs. Ehe eine Viertelstunde verging, war er in sechs Logen, hatte seine Nachricht im Orchester, auf dem Balkon, in den Gitterlogen verbreitet und so seinen alten Ruf des bestunterrichteten Mannes von Paris neuerlich befestigt. Vor dem nächsten Zwischenakte war die Nachricht von Mund zu Mund geflogen durch alle Logen- und Sperrsitze-Ränge.

— Die Insassen der Loge der Baudrans heißen Playne, hieß es, seien Amerikaner und was schlimmer ist: Kalifornier, „Bonanza“, wie man von ihnen in New-York geringschätzig sagt.

Das gab einen schönen Klatsch. Der ganze nächste Akt verfloß damit, daß wohlwollende Bemerkungen folgenden Kalibers in Umlauf gesetzt wurden: „Nun, die Baudrans haben sich durch seltsame Leute ersetzen lassen.“ — „Schauen Sie doch einmal die Alte an! Man sieht gleich, welcher Art das Gewerbe ist, das die Alte betrieben hat.“ — „Der Vater

versteckt sich; es scheint, daß er Furcht hat, von der Polizei erkannt zu werden.“ — „Man weiß ja schon, weshalb die Baudrans ihre Loge lieber den Amerikanern, als Anderen überlassen haben. Der Sohn, der lange Bursche, ist der Liebhaber der Marquise; der Marquis aber macht der Tochter den Hof oder etwas noch Besseres, diesem Gännschen, das die Haltung einer Kaiserin annimmt.“

Nachdem in achtundzwanzig Logen, sechszehn Gitterlogen und auf hundertsechsendvierzig Fauteuils diese verschiedenen inappellablen Urtheile abgegeben waren, begann man wieder, seine Bekannten in Grund und Boden zu lästern, was immer ergöglicher ist, als sich mit Unbekannten abzugeben.

Die Marquise von Baudran hatte die Wirkung vorausgesehen, welche eine so seltsame Wahl hervorbringen würde; aber sie hatte höheren Erwägungen nachgegeben. Ihrem Bruder die Millionen der Miß Playne zu sichern und sich seiner zu entledigen war wohl das Risiko werth, das Geklätsche von einigen Uebelwollenden über sich ergehen zu lassen; die Ueberlassung der Loge aber machte diese Ehe sehr wahrscheinlich. Vor Allem kam man dadurch mit der Familie Playne in Verbindung. Da jede Vermittlung abgelehnt worden war, kündigte Pipart an, daß Madame Playne selbst erscheinen werde, um die Marquise um Ueberlassung der Loge anzugehen. Ueberdies würde die Zulassung dieser exotischen Leute in eine so aristokratische Pariser Gesellschaft, wie die Dienstags-Abende sie vereinigt sehen, ihnen vollends die Augen öffnen. Sie würden aus der Ferne jene glänzende Gesellschaft sehen, in welcher jede Eleganz vertreten ist; sie würden derselben ihren Reiz, ihre vornehme Haltung, ihre Keuschheit neiden; sie würden das diskrete Lächeln bewundern, welches hier auf allen Lippen spielt; sie würden bedauern, nicht zu dieser Gesellschaft zu gehören und nur bei Seite stehend die Rolle der Zuschauer zu spielen.

Während die Thüren der übrigen Logen sich immerfort öffnen würden, um immer neuen Besuchern Zutritt zu gestatten; während um die schönen Damen sich elegante Herren drängen würden, würde die Loge der Amerikaner leer bleiben. Sie würden mit ihrem Prunk allein bleiben. Dann würde Pipart dazwischen treten; er würde den Amerikanern die Namen der Schönen nennen, um welche die eleganten Herren sich drängen; er würde ihnen erklären, vermöge welcher Anziehungspunkte diese so verschiedenen Elemente der Gesellschaft sich einander nähern; er würde ihnen zeigen, wie viele Leute dieser Gesellschaft angehören, ohne in den Kreisen derselben geboren zu sein, und würde ihnen zu verstehen geben, daß eine Ehe das sicherste Mittel sei, um da zugelassen zu werden. So daß Madame Playne, Miß Playne und alle übrigen Playne davon träumen dürften, sich im nächsten Winter, in ihrer Loge von einem Bataillon tadelloser Gentleman umdrängt zu sehen, und der Herzogin gegenüber und der Marquise nebenan einen vertraulichen Gruß zuzunicken.

Unter dem Eindrucke solcher Hoffnungen empfing die Marquise von Baudran den Besuch der Madame Playne, die ihre Tochter und ihren stattlichen Sohn mitgebracht hatte. (Der Vater wurde nicht gezeigt.) Madame Playne setzte den Zweck ihres Besuches auseinander. Die Marquise zögerte noch im letzten Augenblick. Sie erinnerte sich, daß so mancher Reich-

thum fragwürdigen Ursprunges später dem allzu vertrauensseligen Gatten bittere Enttäuschungen verursacht habe; und sie würde vielleicht Nein gesagt haben, wenn nicht der Sohn, James Playne, bei dem Verlangen beharrt hätte.

Ein schöner Junge, dieser James Playne! . . . Pipart hatte ihm nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, vielleicht deshalb, weil Pipart neben diesem Riesen wie ein Krüppel aussah. Auf zwei säulenhaft festen Beinen stehend, deren Form ein eng anliegendes Beinkleid verrieth, seinen Herkules-Kumpf emporstreckend und der erröthenden Marquise fest in die Augen blickend, sagte James energisch:

— Ich will diese Loge haben; ich habe meine Gründe dafür.

Die Marquise bildete sich ein, daß der Amerikaner, wenig vertraut mit den gesellschaftlichen Pflichten, welche die Familien-Trauer auferlegt, ihr in der Loge zu begegnen hoffe. Sie ward sogleich milder gestimmt und stammelte:

— Sie wollen die Loge! . . . Nun, die Sache ist abgemacht. Mein Bevollmächtigter wird Ihnen den Preis mittheilen.

James Playne erwiderte einfach:

— Was liegt an dem Preise? Es gibt Dinge, die man nie zu theuer bezahlt.

Das war brutal, aber deutlich. Die Marquise erröthete, und da James sich erhob, um sich zurückzuziehen, begann sie der jungen Amerikanerin Freundlichkeiten zu erweisen, überhäufte sie mit schmeichelhaften Komplimenten, befragte sie über Amerika, über die Art und Weise, wie dort die Mädchen erzogen werden; mit einem Worte: sie suchte die Unterredung zu verlängern.

James hatte wieder Platz genommen, und im Fauteuil zurückgelehnt, hörte er dem Gespräche zu. Miß Playne schien von der Huld der Marquise entzückt zu sein und antwortete in liebenswürdigen Worten, indem sie versicherte, daß sie Frankreich liebe und lange da bleiben möchte.

Pipart hatte die Playnes ohne Zweifel davon unterrichtet, daß der Bruder der Marquise noch unbeweibt sei und nach amerikanischer Sitte that das Mädchen den ersten Schritt.

James verharrete lange in Stillschweigen; doch endlich platzte er los:

— Ja, ich liebe die französischen Frauen über Alles . . . vorausgesetzt, daß sie Busen haben! . . .

Das war ein massives Kompliment, wie man es nur von einem solchen Naturmenschen erwarten konnte, — aber ein Kompliment, das direkt auf das Ziel losging, denn die Marquise hatte Busen.

*

Die Familie Playne machte sich während der ganzen Saison in der Loge der Baudrans breit. Die Mutter stellte alle Schätze Goltonda's zur Schau, die Tochter thronte da in vollem Lichte und ließ sich während der Akte im Angesichte, während der Zwischenakte im Rücken bewundern. Sie erregte die Anbetung der Schmachtlappen und die Neugierde der Reporter; in den Wochen-Chroniken der Salonblätter ward sie unter den Damen der großen Welt genannt. Pipart, den man in ihrer Loge gesehen hatte, wurde von allen Seiten mit Bitten um die Ehre der Vorstellung bestürmt. Die Thüren der Baudrans'schen Loge (die man jetzt allgemein nur die Playne'sche Loge nannte) wurden bald häufiger geöffnet und geschlossen,

als die irgend einer anderen Loge. Es gab da eine Anhäufung von Gentlemen und einen Austausch von vertraulichen Grüßen, ohne daß deshalb eine aristokratische Vermählung nöthig gewesen wäre.

James Playne wurde von den „unregelmäßigen“ Damen, die den Balkon besetzt halten, stark bemerkt. Er empfing im Saale ermunternde Lächeln und beim Ausgange vertrauliche Ellbogenstöße. Sein Platz war ihm gesichert unter „diesen Fräulein“. So wenig er auch auf die Pariser Feinheiten gedrillt war: Dies hatte er dennoch errathen und darum hatte er bei der Marquise so sehr auf seinem Verlangen beharrt. Er wollte die Loge haben, nicht um Dumas' Halbwelt zu hören, sondern um in die wirkliche Halbwelt seinen siegreichen Einzug zu halten.

Was endlich den Papa betrifft, so verlor sich dieser vollständig in der großen Menge, welche seine Frau und seine Tochter umschwärmte. Und so war denn mit dieser kostbaren Loge alle Welt zufrieden.

Allein in dem Maße, als die Monate des Abonnements dahin flossen, verzehrte sich die Marquise in Ungeduld. Wohl hatten sich sehr höfliche Beziehungen zwischen ihr und der Familie Playne entwickelt, aber auch nicht mehr.

Miß Playne empfing Herrn Adalbert, den Bruder der Marquise sehr freundlich, tändelte mit ihm wie mit zwanzig Andern, ohne ihm das geringste Zeichen einer Bevorzugung zu geben. Und doch hatte Herr Adalbert für Blumen, Bonbons und Picknicks schon das Doppelte der Pension ausgegeben, welche seine Schwester ihm ausgesetzt hatte. Auf ziemlich unverhohlene Andeutungen der Marquise erwiderte Madame Playne, man sei in Amerika gewöhnt, die jungen Mädchen einige Zeit ihre Freiheit genießen zu lassen, ehe man sie verheirathet.

James Playne hatte noch immer dieselbe athletische Haltung und denselben durchdringenden Blick; allein bei den von der Marquise geschickt herbeigeführten Zusammenkünften war er sehr einsilbig und rührte sich nicht von dem Fauteuil, in welchen er sich gleich bei seinem Eintritt geworfen hatte.

Der Tratsch aber nahm inzwischen seinen ungestörten Fortgang; in die schimpflichen Beweggründe, die man erfunden hatte, um die sonderbare Wahl zu erklären, welche die Baudrans getroffen hatten, mengte man jetzt ganz phantastische Abscheulichkeiten. Der gute Ruf der Marquise ging dabei völlig in die Brüche und man fragte sich, ob man solche verdächtige Leute, wie die Baudrans, künftig noch bei sich empfangen dürfe.

Das Abonnement ging schließlich zu Ende, ohne daß Miß Playne Herrn Adalbert die geringste Hoffnung gegeben, ohne daß James Playne auch nur die Finger der Marquise berührt hätte, er „der die französischen Frauen über Alles liebte.“

An dem Donnerstag, welcher auf den letzten Dienstag des Abonnements folgte, erschien die ganze Familie Playne bei der Marquise von Baudran. Auch der Vater war da, ein sicheres Zeichen der Feierlichkeit des Augenblicks. Pipart war gerade an diesem Tage bei der Marquise zu Besuch.

Herr Playne Vater nahm das Wort:

— Wir fahren mit dem Samstags-Dampfer, sagte er.

Die Marquise erstarrte schier vor Wuth und fand kaum die Kraft, Miß Playne zu sagen:

— Wir hofften, Sie würden hier bleiben und Eine der Unseren werden.

— Oh nein! erwiderte Miß Playne, mein Verlobter, John Plunkett, hat gewünscht, ich möchte nach Paris gehen, um da den „Flirt“ nach französischer Manier zu erlernen. Ich werde ihm meine Fortschritte zeigen.

— Und Sie, mein Herr? sagte die Marquise mit einem zärtlichen Blick zu James, — werden Sie nicht noch ein Weilchen bei uns bleiben?

— Oh nein, Madame; ich bin nur wegen der Cocotten gekommen und nun, da ich sie alle kenne, habe ich in diesem Lande nichts mehr zu suchen.

*

Als sie fort waren, wandte sich die Marquise an Pipart:

— Mein Lieber, Sie sind entschieden im Verfall; es ist Zeit, daß Sie sich der Politik zuwenden und Volksvertreter werden. In Paris und besonders in meinem Hause, ist für Sie nichts mehr zu thun.

Die Marquise hat ihr Dienstags-Abonnement aufgegeben.

Für alle Tage.

Was Dir die Geliebte auch gewähren mag, Du denkst doch immer, daß sie Dir noch mehr gewähren könnte.

*

Es gibt nichts Schöneres, als wenn eine Frau uns zu Liebe die Gesetze der Moral grazios überspringt.

*

Die Tugend der Frauen ist wohl das Theuerste, unerschwinglich ist aber auch die nicht.

*

Nur Blumen und Liebhaber dürfen an der Brust der Frauen ruhen.

*

Die Frauen sind unberechenbar, sie bewilligen oft das Kleinste nicht und verzeihen das Größte.

*

An den reizenden Füßchen vieler Frauen erfreut sich oft der Hausfreund und den Druck des Pantoffels muß der Gatte tragen.

*

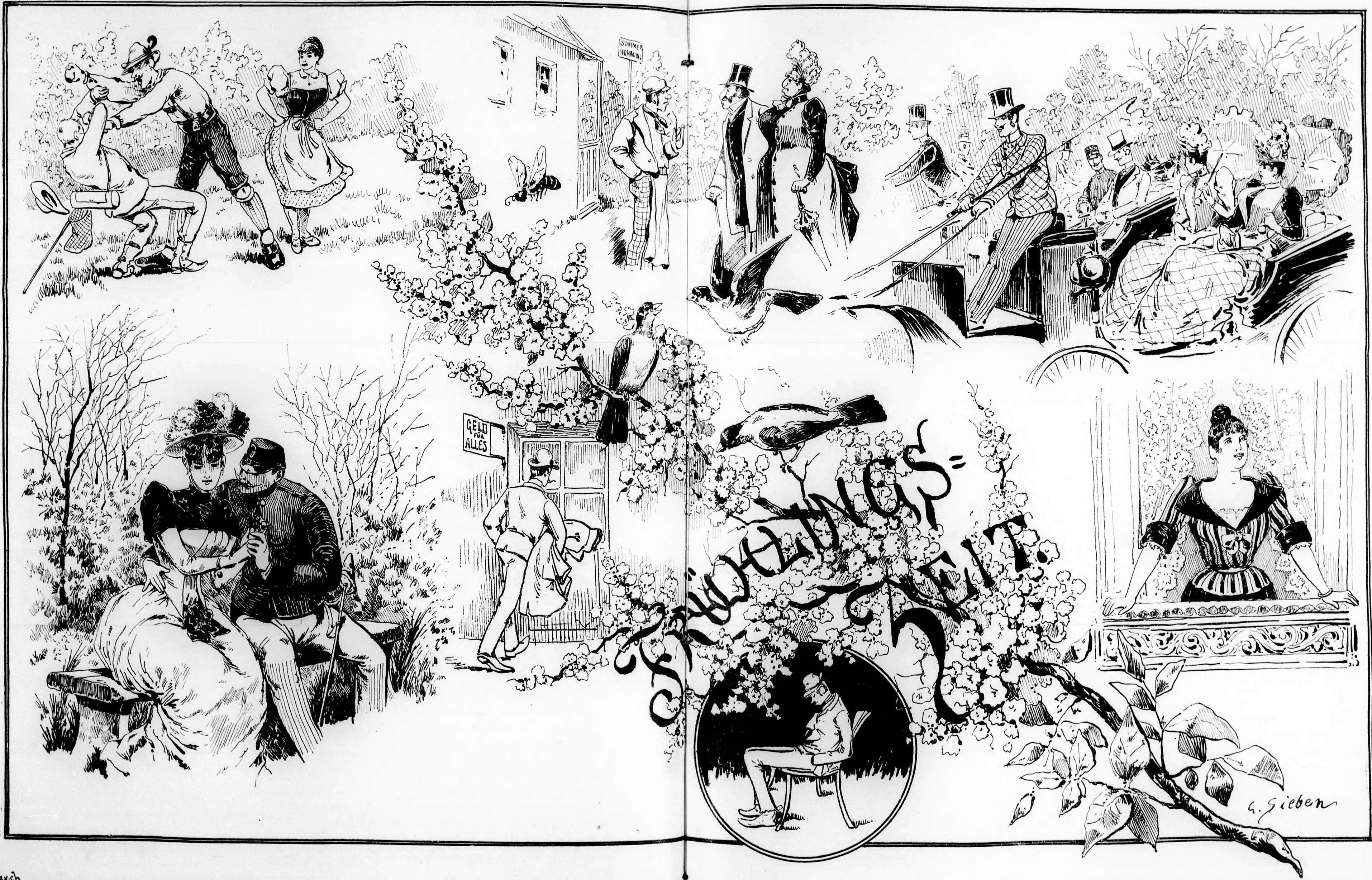
Eine Liebe, die nicht als Riese geboren wurde, bleibt ewig zwerghaft.

*

So viel Vertrauen kann man einer Frau gar nicht schenken, als sie zu mißbrauchen im Stande wäre.

Germain d'Ange.

1897
Londres



SOMMERWELT

GELD
FÜR
ALLES

G. Sieben

Klösz Gz. ch

Sündig.

Sündig — Weib — ist unser Treiben;
 Und ich fürchte, in der Hölle
 Harret uns'rer eine Belle,
 Wo wir ewiglich verbleiben.

Sei es d'rum! Mich faßt kein Harm,
 Bleibt der Himmel mir verschlossen,
 Hab' ich doch in Deinem Arm
 Seine Freuden längst genossen!

a g
 a i



Musikalische Leute.

Von Armand Silvestre.

I.

Sie wollen schon wieder eine Geschichte zum Lachen, un-
 barmherzige Marquise? Haben Sie denn kein Mitleid
 mit jenen meiner Haare, die längst gebleicht wären, wenn ich
 sie überhaupt auf dem Kopfe behalten hätte? Sie werden mir
 vielleicht antworten: „das Lachen sei dem Menschen eigen“. Aber vielleicht nehmen Sie doch einmal ausnahmsweise eine
 hübsche, lyrisch angehauchte Liebesgeschichte? Sie antworten mir
 mit den Blicken, daß ich darin niemals Catulle Mendès er-
 reichen werde, den wunderbaren Meister der modernen Deca-
 merons. Ja, wo bleibt aber meine Psychologie? Daraus ma-
 chen Sie sich nichts. Die schriftstellerische Laufbahn ist über-
 wuchert, ich weiß es; die Literatur zählt der Psychologen ge-
 nug; Guy de Maupassant allein wäre genug, um das Banner
 der ganzen Gilde hochzuhalten. Und so bleibt mir Armen nichts
 als das Komische übrig.

Ein schweres Handwerk; es wäre denn, man sei mit dem
 komischen Naturel begabt, das sich nicht erlernen läßt und das
 ein unbewußter Zustand bei Jenen ist, die es besitzen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich einen Menschen
 beneide, welcher in ganz natürlicher Weise und ohne weitere
 Aufdringlichkeit im Stande ist, eine unbezwingliche Heiterkeit
 hervorzurufen. Denn die wahre vis comica ist nur diejenige,

welche die Massen in Bewegung bringt. Ich sage Dies nur,
 um das geringe Verdienst meiner armen Anekdoten zu erhöhen
 und beginne nun die heutige, indem ich Ihnen, Marquise, im
 voraus sage, daß sie eine vom schlechtesten Geschmacke sei.

II.

Frau Rebeka Aronsohn war noch vor einigen Jah-
 ren eine jener wunderbaren Jüdinen, um deren Willen die
 Sultane nicht zögern, ihre Serails zu entvölkern. Sie besaß
 jene wahrhaft fleischliche Schönheit, welche das weibliche Ideal
 einer Race zu sein scheint, die sehr spät und gegen ihre na-
 türlichen Reigungen spiritualistisch geworden. Denn es scheint
 sicher, daß der Mythos von der Unsterblichkeit der Seele, wel-
 cher ein Zeitgenosse gewisser Stämme des Menschengeschlechtes
 zu sein scheint, bei den Söhnen Israels nur sehr spät Eingang
 gefunden hat. Es soll Dies kein Vorwurf sein; wenn die Erde
 allein den Juden gehört, haben sie auch kein übles Erbtheil.

Frau Rebeka Aronsohn war also ein herrliches Geschöpf,
 als sie die Gattin des sanften Moses wurde, der dazu ge-
 schaffen schien, in ungetrübter Zufriedenheit mit ihr zu leben,
 da er selbst von reinsten jüdischer Abstammung war und es
 keinen Tropfen Amalekiter-Blut in seinen Adern gab. Sie be-
 trieben einen Diamanten-Handel und ihre — leider kinderlose
 — Ehe galt für eine musterhafte. Obgleich diese Ehe nun-
 mehr seit einer längeren Reihe von Jahren wahrte, waren sie
 doch von einer zarten Aufmerksamkeit gegen einander. Indes
 hätte man doch in ihrem Austausch von Gefälligkeiten unter
 einander einen Zug von Egoismus wahrnehmen können. So
 hatte Frau Aronsohn ihrem Gatten zu seinem Namensfeste
 eine prächtige Uhr zum Geschenke gemacht, die aber so groß
 war, daß sie in keiner Westentasche Platz fand und daß sie
 dieselbe zu einer Wanduhr für den eigenen Gebrauch umwan-
 deln mußte. Dieses sinnige Geschenk erwiderte Herr Aronsohn
 am Geburtstage seiner Frau mit einer Perle, die einzig war,
 aber dermaßen einzig, daß man darauf verzichten mußte, eine
 ähnliche zu finden und ein Paar Ohrgehänge daraus machen
 zu lassen, und Herr Aronsohn sich entschloß, sie als Cravaten-
 Nadel für sich selbst fassen zu lassen. Er kam nie an der
 Markthalle vorüber, ohne ein Paar feine Repphühner mitzu-
 bringen, weil er das Wild über Alles liebte, und Rebeka selbst
 kam nie ohne einen schönen Fisch heim, weil dies für sie der
 liebste Leckerbissen war. So flossen Interesse und Liebe bei
 ihnen zu einer zärtlichen Formel zusammen, welche für Beide
 eine Gelegenheit zu einer endlosen Reihe von Freundlichkeiten
 wurde. Sie verbrachten ihr Leben damit, daß sie sich gegen-
 seitig dafür dankten, einander so gut zu verstehen.

Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß dieses musterhafte
 Ehepaar sehr sparsam war, wenngleich mir scheint, daß wir
 auch unter uns Christen Muster von Geizigen besitzen, die keine
 Ursache haben, die Nachkommenschaft Jakobs zu beneiden. An-
 dererseits habe ich viele freigebige, ja verschwenderische Juden
 gekannt. Es ist kein Wunder, wenn sie es verlernt haben, das
 Geld zu den Fenstern hinauszuzwerfen, da man ihnen Jahr-
 hunderte lang verboten hat, auf der Straße welches zu haben.

Herr und Frau Aronsohn rechneten und sie thaten recht
 daran. Darum gingen sie auch niemals in die Oper, weil
 daselbst die Plätze sehr theuer sind. Wer will sie darob tadeln?

III.

So geschah es, daß der sanfte Moses eines Morgens zur liebreizenden Rebeka, die in Folge der heilsamen Wirkung der Reise beträchtlich dick geworden war, sagte:

— Hast Du gesehen, daß heute Abends in der Oper „Die Hugenotten“ werden gespielt?

— Nun, was macht das, lieber Moses?

— Es ist doch verdrießlich, daß wir diese schöne Oper niemals gehört haben!

— Was willst Du machen? Es kostet zu viel Geld.

— Aber wir sind doch reich genug, um uns Das zu gönnen!

Rebeka zögerte einen Augenblick, dann warf sie sich ihrem Gatten an den Hals und sagte:

— Wohl denn, Moses; gehen wir hin!

Doch nun begann Moses nachdenklich zu werden.

— Für Zwei ist's freilich zu kostspielig, sagte er endlich. Wie wär's, wenn ich allein ginge? fügte er hinzu.

Rebeka fühlte eine Regung des Zornes; allein, da sie eine stolze Dame war, begnügte sie sich, in trockenem Tone zu erwidern:

— Wie Du willst.

Aber sie sprach den ganzen Tag nicht mehr zu ihm und die Mahlzeiten gingen vorüber, ohne daß man den Mund anders aufthat, als um die Bissen hineinzuschieben. Moses schwankte zwischen zwei Gefühlen: zwischen seiner Filzigkeit und der Furcht vor einem längeren Schmollen. Er wog die beiden Verdrießlichkeiten gegen einander ab: diejenige, doppelt zu bezahlen und diejenige einer kühlen Behandlung von Seite Rebeka's. Die Waagschale neigte sich zu Gunsten der ersteren. Er sagte sich, daß das ausgegebene Geld für immer verloren, während seine Frau sicherlich bald müde werden würde, zu schmollen. Dies war im Grunde sehr klug gedacht.

Und als die Stunde gekommen war, nahm er, mit einem Opernglase bewaffnet, das er am selben Tage von einem Religionsgenossen erstanden, mit kurzem Gruße Abschied von Rebeka, und begab sich nach dem Opernhause, um das herrliche Werk Meyerbeers zu genießen.

IV.

Geräuschlos kam er heim und ganz still entkleidete er sich im Halbdunkel des Schlafzimmers, um Rebeka nicht zu wecken, falls sie schlief. Frau Aronsohn war zur Wandseite gerückt; unter dem duftigen Linnen der Bettdecke zeichnete sich ihr glorioses Hintertheil ab. Es hätte Einer von sehr stumpfem Temperament sein müssen, um sich von diesem Schneehügel nicht angezogen zu fühlen. Der sanfte Moses trat näher und an dem leisen Athemholen seiner Frau merkte er wohl, daß sie noch wach sei. Und nun begann er, während er das schwarze Beinkleid und die Lackstube ablegte, ihr die „Hugenotten“ zu schildern, weil er wollte, daß sie doch auch ein Vergnügen haben solle. Und mit einem vortrefflichen musikalischen Gedächtnisse begabt, sumnte er ihr die beliebtesten Motive der Oper vor, während er sorgfältig sein Hemd auf einem Sessel aus-

breitete, um es nicht ohne Noth zu zerknittern. Das Septett besonders ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Frau Aronsohn aber gab kein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens; sie lag da, wie eine dicke Kage, in die Decken eingehüllt. Dieses Stillschweigen beunruhigte den sanften Moses, der immer liebenswürdiger wurde und immer mehr Melodien aus der soeben gehörten Oper wiederholte.

Endlich wollte er auch selbst zu Bette gehen und hob die Decke. Doch er ward mit einer Kanonade empfangen, die eine Festung zu zerstören geeignet war. Das Bombardement kam aus dem Geschütze der schönen Rebeka, die ihm mit ihrer spöttischen Stimme sagte:

— Hast Du gehört das Septett aus den „Hugenotten“, so hörst Du jetzt die Ouverture der „Jüdin“.



Die vom Ballet.

Mizis Monolog: Ich wollte gerade an Emil einen Liebesbrief schreiben, da ich aber seine Adresse nicht weiß, schreib' ich einen an Richard. A. T.

*

— Flora, wie lange werden Sie mir denn treu bleiben?
— Das weiß ich noch nicht, aber ewig auf jeden Fall.

A. T.

*

Die Wittwe.

— Also, ich möchte das Zimmer bei Ihnen mietben, hat man auch die richtige Pflege? denn ich bin nicht gesund.

— Ah, franke Zimmerherren kann ich überhaupt nicht brauchen!

A. T.

*

Das Debüt.

Die hübsche Asta vom Residenz-Theater erzählt einer Freundin ihren — ersten Schritt.

„Kurz,“ sagt sie, „ich wollte eben unterliegen, als mir plötzlich einfiel, daß ich so häßliche Strumpfbänder anhatte —“

„Und dann?“

„Dann lief ich hinaus und zog rasch andere an.“

H. G-t.

*

Dienende Geister.

Herr: Betti, mach' doch keine solchen Geschichten, ich liebe Dich wirklich.

Dienstmädchen: Ja, warum haben Sie denn die gnädige Frau geheirathet?

*

Vertraulich.

— Sag' mir aufrichtig, liebe Bella: warst Du wirklich in Deinem Leben immer treu?

— Oh ja; bald dem Einen, bald dem Andern.

*

In der Fächer-Ausstellung.

Madame K. bleibt mit ihrem Verehrer vor einem kostbaren Fächer stehen und ruft in Bewunderung aus:

— Ach, hinter einem solchen Fächer ist es schon der Mühe werth — zu erröthen.

*

Aus den Sinnsprüchen einer Schauspielerin.

„Die Frauen neiden uns nicht die Triumphe, die wir auf der Bühne, sondern diejenigen, die wir außerhalb derselben ernten.“

*

Unanfechtbar.

Frau L. unterbrach neulich einen ihrer Verehrer mitten in seinen heftigsten Liebesbethenerungen, indem sie ausrief:

— Wo denken Sie hin, lieber Freund! Ich habe einen einzigen Mann und dem soll ich nicht treu bleiben?

*

Stoßseufzer.

Herr B., Beamter einer Bank, theilt seiner „Freundin“ brieflich die Freuden-Botschaft mit, daß ihm sein Gehalt um tausend Gulden aufgebeffert wurde.

— Welches Glück! ruft das Dämchen aus, wenn man nun auch noch meinem Manne im Ministerium seine Bezüge aufbessern wollte, könnten wir in ganz geordneten Verhältnissen leben.

Frage nicht, welch' heiß' Empfinden . . .

—*—

Frage nicht, welch' heiß' Empfinden
Mir durchzittert jetzt die Brust:
Sünden sind es, tausend Sünden,
Die mich faßten, unbewußt.

Unter Deinen Bauberblicken
Brennt mir Seele, Herz und Leib —
Um die Flammen zu ersticken
Hauch' ein „Ja!“ nur, süßes Weib.

F. H. Kanowski.

Im Jahre 2000.

Sehr frei nach Bellamy.

(Fortsetzung.)

In Germanist und großer Grillparzerforscher, Namens Bittner, der gemeinsam mit dem berühmten Dr. A. Unklar und noch einem Collegem *minoris ordinis* Grillparzers sämtliche Wäschzettel und Böschblätter in 20 Bänden mit einer Vorrede nebst Commentar herausgegeben, bemühte sich hier mit sauerem Schweiß, den psychologischen Tiefinn und die stilistischen Schönheiten der Lieblingsausdrücke seines Dichters: „Nu, nu“ und „wohl etwa“, deren Gesamtzahl er auf ungefähr 75,000 schätzte, nachzuweisen.

In der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, in die wir uns nunmehr begaben, hörten wir das Colleg eines bekannten Staats- und Nationalökonomens, der über die Möglichkeit einiger, derzeit noch unbekanntem direkten und indirekten Abgaben sprach, und die Einführung einer neuen Steuer empfahl, deren Object das Gefäß der Steuerträger bilden würde. Er machte den Vorschlag, eine allgemeine Vermessung der geschätzten Hintertheile der P. T. Staatsbürger vorzunehmen und nach dem Umfang derselben den Steuerfuß zu bestimmen. Wessen Sitzfleisch mehr als 1 Quadrat-Meter im Umfange hat, der solle außerdem den dreifachen Betrag als Luxussteuer entrichten. Am Schlusse seines anregenden Vortrags plaidirte er für eine ausgiebige Vermehrung der Polizei, deren wir noch immer „zu wenig“ hätten, und zwar insoweit und insoweit, bis das Zahlenverhältniß derselben zu der Einwohnerzahl, welches jetzt „leider nur“ 1:100 sei und durchaus nicht mehr genüge, sich umgedreht habe und auf einen Einwohner hundert „Spizel“ — pardon! „Spitzen“ der Behörden kommen!

Die Zeit war inzwischen beträchtlich vorgerückt, die Mittagstunde mahnte zum Ausbruch. Nachdem ich noch im Vorbeigehen bei einem weiblichen Professor der Aesthetik eingeschprochen, der ein Colleg über Schopenhauer las, und dessen Ausspruch, daß es die Natur bei den Mädchen nur auf einen Knalleffekt abgesehen habe, einer eingehenden Analyse und Kritik unterzog, der es nicht an Pikanterie gebrach, dankte ich meinem Führer für die mir verschaffte Bereicherung meines Wissens und angenehme Unterhaltung, und verließ, übersättigt von Gelehrsamkeit, die „Pflanz-“ und Pflegestätte moderner Wissenschaft.

Beim Abschied machte mich mein freundlicher Begleiter auf das seit einigen Wochen hier eröffnete weltberühmte „Präuscher- und Edison'sche Museum“ aufmerksam und empfahl mir dringend den Besuch desselben, da es, wie er sich persönlich überzeugt habe, wahre unicum der Mechanik und Kunstindustrie enthalte. Zugleich überreichte er mir einen Katalog des Museums, um mich durch einen vorläufigen, flüchtigen Durchblick von der Reichhaltigkeit und Genialität der ausgestellten Gegenstände zu überzeugen, nebst einem Empfehlungsschreiben an den dasigen, ihm befreundeten Vertreter der Firmainhaber. — „Dem widerstehe, wer kann“ rief ich, erstaunt in dem Katalog blättern, „ich mache von Ihrem freundlichen Winke Gebrauch und fliege heute noch, gleich nach dem Essen,

in die . . . wie ist doch die Adresse? . . . richtig, Ullstraße . . . also in die Ullstraße, welche dieses achte Weltwunder beherbergt. Entspricht die Wirklichkeit nur halbwegs diesem gedruckten Prospekt, dann muß ich mich in der That auf Außerordentliches gefaßt machen.“

Von brennendem Wissensdurst, der mir heute allen Appetit raubte, gespornt, nahm ich mir kaum Zeit, mein Mittagessen mit Mühe zu beenden und mein gewohntes Schälchen „Schwarzen“ hinunterzustürzen, steckte mir eine echt ärarische „Stinkadros luderillos“ ins Gesicht, ergriff meinen Spazierstock und flog, kaum daß die Thurmuh 2 Uhr, die Stunde des Einlasses schlug, mehr als ich ging, nach der mir bezeichneten Straße. Ehe ich mir's versah, stand ich vor der Bude der weltberühmten Firma, ward von dem Geschäftsführer, Herrn Vocativus, freundlich empfangen, und, nachdem ich mein Empfehlungsschreiben überreicht und meinen Namen genannt, noch freundlicher eingeführt. „Ihr Name“ sprach er lächelnd, „ist mir aus der Lektüre unserer humoristischen Blätter bereits bekannt. Doch — verzeihen Sie — auf dem Felde der neuesten Erfindungen scheinen Sie noch sehr Laie zu sein, sonst würden Sie wissen, daß alle jene Wunder der Physik, Mechanik, Chemie, &c., deren Sie in einer Ihrer Humoresken dem Anscheine nach nur spottweise gedacht haben, in Wirklichkeit in unserem Museum vorhanden sind und deren baldige Engros-Fabrikation in Aussicht genommen ist. Wir werden Ihnen erlauben, einen Blick hinter den Schleier unserer Geheimnisse zu werfen, und wenn es uns nicht gelingt, Sie von Ihrer Spottsucht zu heilen, so wollen wir ein Gelübde thun, unsere ganze Thätigkeit fortan auf die Verbesserung von Regenschirmen und Kaffeemühlen zu beschränken. Lassen Sie uns von dem Leichteren zum Schwereren übergehen. Zuerst will ich Sie mit einigen Erfindungen bekannt machen, die zum gewöhnlichen häuslichen und bürgerlichen Gebrauch bestimmt sind, dann mit anderen, die auf Kunst und öffentliches Leben abzielen, dann werde ich Ihnen unser Fabriklaboratorium zeigen, und den Beschluß mit unserer Automatenkammer machen, mit der ich Sie in das Innerste unseres Wunderreiches einführe.“

Mit diesen Worten öffnete er eine Thür und lud mich ein, in das erste Kabinet einzutreten.

Hier öffnete sich mir ein langer Prospekt von Kunstwerken, deren seltsame Konstruktion selbst einem Dädalus oder Cumberland ein Räthsel gewesen sein würde.

Was soll ich z. B. von den sinnreichen Küchenmaschinen sagen, mittelst deren sich ein Spanferkel selbst abstecken, brühen, an den von einem Elektromotor bewegten Spieß stecken und braten kann? was von der Hosen-An- und Ausziehmachine, was von dem mechanischen „Vorkäuer“ für zahnlöse, von der Rechenmaschine für kopflöse Personen?

Indeß, alle diese Sachen, so geistreich sie auch erdacht und so praktisch sie auch zum allgemeinen Gebrauch eingerichtet waren, konnten doch nur ein flüchtigeres Interesse erregen; auch waren ihrer so viele, daß ich es mir versagen muß, hier eine eingehendere Aufzählung und Beschreibung derselben zu geben.

Ich will mich also darauf beschränken, einige der hier gesehenen Gegenstände, die mir wegen ihres besonderen Zweckes oder wegen der Genialität ihrer Konstruktion vorzüglich auf-

fielen, etwas umständlicher zu beschreiben. Hierher gehört erstens der Keuschheitsgürtel, der allerdings durch den Fortschritt der Gesetzgebung, welche die vorher erwähnten „Probechen“ eingeführt hatte, bereits überholt und gegenstandslos geworden war, gleichwohl aber noch immer ein gewisses historisches Interesse darbot. Dieses Werkzeug war bestimmt, die Tugend der Frauen und Mädchen sowohl gegen innere als äußere Stürme zu schützen. Zwar wollten sie es nicht Wort haben, zum Schutze ihrer Tugend der Fortifikationskunst zu bedürfen, gleichsam als ob jene sich nicht selbst zu schützen vermöchte. Gleichwohl haben mannigfache Erfahrungen seit Adams Zeiten die böse Männerwelt belehrt, daß die Keuschheit gar leicht auf ihrem Posten einschläft und dem Feind die Ueberumpelung erleichtert. Es mußte daher unseren Schönen erwünscht sein, über ein Werkzeug verfügen zu können, welches unbezwinglicher als keusche Gesinnungen und tugendhafte Grundsätze, undurchdringlicher als eiserne Mauern und Sitter, wachsamere als die Argusaugen ihrer Gardedamen, Kammerzofen und Gouvernanten, sie vor allen Anfechtungen schirmte.

Besagtes Instrument bestand aus einem Gürtel von Stahlringen, der, ungefähr wie eine Leibbinde, unter dem Nabel um die Hüften gelegt wurde, nach Art der sogenannten spanischen Reiter, ringsherum mit 20 Centimeter langen verkupferten Eisenspitzen besetzt war und überdies durch am Leibe hinlaufende Kupferdrähte mit einem kleinen, aber kräftigen Taschenakkumulator von 3000 Volts Spannung, welche hinreichend sind, ein mäßiges Kalb niederzustrecken, in Verbindung stand. So war hinlänglich dafür gesorgt, einem angreifenden Feinde kräftigen Widerstand entgegenzusetzen und einen heilsamen Schrecken für die Zukunft in die Glieder zu jagen.

Dieser Gürtel war vorn mit einem Charnier, hinten aber mit einem Schloß versehen, so daß er wie eine Handschelle ohne Mühe an- und abgelegt, geschlossen und geöffnet werden konnte, wenn man sich im Besitze des Schlüssels befand. Wer aber sollte dieser „man“ sein? Der Mann oder die Frau? Darüber gab es eine lange Controverse. Der Erfinder vertrat erstere Meinung. „Denn,“ sagte er, „mein Panzer soll nicht nur gegen äußere, sondern auch gegen innere Anfechtungen schützen. Ist nun die Frau im Besitze des Schlüssels, so kann sie sich im Einverständnis mit dem Belagerer ihrer Schutzwanne gar leicht entledigen. Nur so lange der Mann alleiniger Schlüsselherr ist, kann er sich der Treue seiner Gattin oder Geliebten möglichst versichert halten, getrost in seinen Klub gehen und sein Haupt zur Ruhe legen, ohne befürchten zu müssen, eines schönen Morgens mit einem unerwünschten Kopfpuz zu erwachen.“ — Nur in jenen Fällen sollte nach dem Rathe des Erfinders der Frau der Schlüssel anzuvertrauen sein, wenn ihr darum zu thun war, sich gegen die stürmische Zudringlichkeit des Mannes selbst zu schützen.

Zu den theilweise auch schon antiquirten, aber noch immer amüsanten und pikanten Expositionsobjekten gehörten die beiden folgenden, nämlich: der Sturmhaube und der Chebligableiter für kriegsführende Ehegatten. Ersterer besteht in einer dickwattirten Rüstung von Blech, welche oben, nach Art einer Kapuze, in eine Sturmhaube mit Visirvorrichtung ausläuft, die den empfindlichsten Theilen des Kopfes, besonders den Ohren, Augen und Backen des Mannes Schutz

gewähren soll, so daß der eheliche Sturm machtlos daran vorüberzieht; in der beiliegenden Gebrauchsanweisung sagt der Erfinder, daß er dieses Garderobestück besonders dann empfehlen kann, wenn eine Ehe mit vielen Babys gesegnet ist, deren durchdringende Vokalmusik sich zuweilen sehr zur Unzeit in die stillen Kopfarbeiten des Hausvaters mischt.

Dieser Mantel hat aber, abgesehen von seinem historischen Interesse, (insofern nämlich die alten Ehegesetze fast überall außer Kraft und Mode gesetzt waren) auch noch eminent praktische Bedeutung für die Gegenwart, indem er auch gegen zu dringliche Gläubiger einen besonders in den jetzigen unsicheren Zeitumständen nicht zu verachtenden Schutz gewährt, und Herr Vocativus versicherte mich, daß er bereits von mehreren südamerikanischen Finanzministern, die ihre Ohren gegen den Ansturm unverschämter Staatsgläubiger sichern wollen, zahlreiche Bestellungen erhalten habe.

Der Eheblitzableiter für solche Ehemänner, denen der beschriebene Sturmmantel zu kostbar wäre, ist ein ganz einfaches Instrument, durch dessen Anwendung derselbe Zweck erreicht wird, insofern man sich auf seine energische, rücksichtslose Handhabung versteht.

Es ist nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine mit Feder umwundene, und einer Karbatsche nicht unähnliche Wetterstange, welche der Gatte, sobald ein Gewitter heraufzieht, mit dem Rücken der bliz- und elektricitätsschwangeren Gesponsin in Contact bringt und auf diese Art das elektrische Fluidum ableitet und unschädlich macht.

Dies waren so einige wenige jener sinnreichen Kunstwerke, die mir in dem ersten Kabinet auffielen, und wir traten nunmehr in die daran anstoßende zweite Kammer. Hier waren es, außer einer mich weniger interessirenden „Schönheitspresse“ zur Erzielung schlanker Taillen, die aus zwei neben einander liegenden, und durch ein Paar Preßbengel an einander zu schraubenden Bäumen oder Stangen (nach Art unserer Serviettenpressen) bestand, ferner einer „Thränenpumpe“ für Jubiläumsgreife u. — insbesondere die sogenannten Knallmaschinen, welche meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Dieselben präsentirten sich als eine Reihe nett adjustirter, eisförmiger Gegenstände, die sich jedoch bei näherer Betrachtung laut ihren Etiketten als niedliche Dynamitbombchen erwiesen und mir kein geringes Grausen verursachten. Auf meine Frage nach dem Zwecke dieses gefährlichen Spielzeugs erwiderte Herr Vocativus, mein Cicero, diese Erfindung sei gewissermaßen eines von den vielen, in weiteren Kreisen bekannten Eiern des Columbus und diene dazu, die oratorische Wirkung gewisser Redner in Parlamenten, Wählerversammlungen, Theatern u. dgl. zu erhöhen. Wenn z. B. ein politischer Volksbeglückter neuester Couleur oder ein Komödiant auf der Bühne bei seiner Zuhörerschaft besonderen Eindruck erzielen und ihr recht bange machen will, so sucht er seinen Worten durch Schreien, Fußstampfen, Händeballen, Wüthen und Toben Nachdruck zu verleihen. Diese Wirkung wird jedoch einfacher und ohne großen Kraftaufwand hervorgebracht, wenn Redner bei jenen Stellen seiner Kapuzinade, die vorzüglich auf den Effekt berechnet sind, seiner überraschten P. T. Zuhörerschaft ein paar Dynamitpatronen respektive Bonbons an die geehrten Köpfe wirft, wodurch nicht bloß die mitunter einschlafende Andacht

derselben beständig wach erhalten, sondern auch dem dramatischen aristotelischen Grundprinzip der Erregung von „Furcht und Mitleid“ in vollem Maße entsprochen wird. Man denke sich z. B. den Knalleffekt, wenn bei den Worten: „Hrom a peklo!“*) — „koruna česka“ — „Staatsrecht“ — „Nieder mit dem Ausgleich!“ — „Kauft nicht bei Juden!“ und dgl. oder bei gewissen theatralischen Philippiken gegen verrotzte Gesellschaftszustände im Zuhörer- bez. Zuschauerraum ein paar solcher niedlichen Knallbonbons unter furchtbarem Getrach, Blitz und Gestank losgehen und nicht bloß die Organe des Gesichts und Gehörs, sondern auch zugleich die des Geruchs und Gefühls erschüttern. Einzelne leichte Haut- oder Kopfschürfungen, versengte Frisuren und Perrücken u., die hiebei allerdings vorkommen können, sind von keiner großen Bedeutung und höchstens geeignet, die Nührung zu erhöhen. Wie Herr Vocativus versicherte, sollen diese hübschen Atrappen bereits in den Handel gebracht sein und starker Nachfrage begegnen; besonders sollen sie als passende OSTERGESCHENKE für hervorragende Politiker, dann aber auch bei den Theaterkapellmeistern, wenn sie ein neues Musikdrama dirigiren, wo die Trommeln, Trompeten, Pauken und Bombardons nicht mehr ausreichen, sehr beliebt sein.

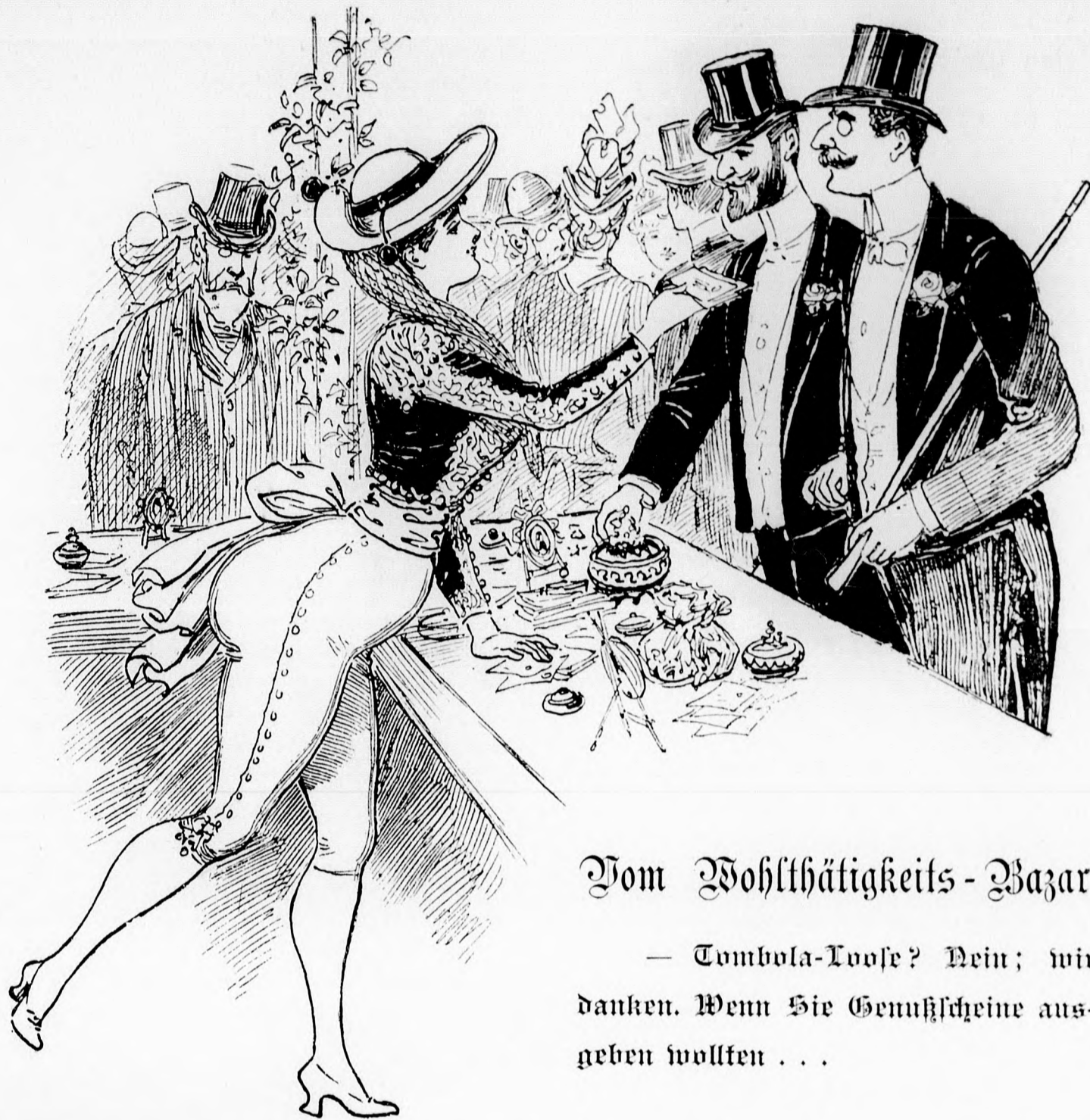
Ich muß gestehen, trotz der beruhigenden Erklärung meines lebenswürdigen Führers ward es mir in der Nähe dieser furiosen „Atrappen“ ein wenig unheimlich zu Muth, und ich verspürte wenig Lust, unruhig und zerstreut wie ich war, den anderen Sehenswürdigkeiten dieses Kabinetts auch nur die flüchtigste Beachtung zu schenken. Alles zu besichtigen gestattete außerdem ohnehin weder die Zeit noch die Fülle des noch zu absolvirenden Materiales. Ich gab auch Herrn Vocativus gegenüber diesen Gefühlen offenen Ausdruck und bat ihn, mich endlich in das berühmte Fabriklaboratorium einzuführen.

„Ihr Wille geschehe,“ antwortete er sehr freundlich; — „bevor ich jedoch dieses Heiligthum Ihren Augen enthülle, wird es nöthig sein, Sie auf einen Standpunkt zu stellen, von wo aus Sie die darin aufgestellten Kunstwerke gehörig zu würdigen vermögen. — Ein Hauptzweck der angewandten Physik ist doch der, alle jene menschlichen Verrichtungen, welche bloß in mechanischer Thätigkeit bestehen, durch die Naturkräfte leichter, schneller und wirksamer zu Stande zu bringen. Zu solchen menschlichen Verrichtungen zähle ich nicht allein alle mechanischen Körperarbeiten, wie Steine klopfen, Sassenfehren, Kanäle ausräumen u. dgl., sondern auch alle jene Geistesfunktionen, die zum Theil so verrichtet werden, daß dabei ein bloßer Mechanismus zu Grunde zu liegen und der gesunde Menschenverstand wenig oder gar keinen Antheil daran zu haben scheint.

Hierzu rechne ich das Gesetzgeben, das Urtheil-, Bücher- und Kritikmachen, wie diese Operationen hin und wieder betrieben werden.

Werfen Sie z. B. einen Blick auf unsere heutige Gesetzgebung — nun, Sie haben mir ja Ihr Abenteuer mit dem hiesigen Bezirksgerichte erzählt — und Sie werden zugeben, daß der Charakter derselben in jener strupellosen Verdrehung und Umstülpung der gemeinen Rechtsbegriffe, in jener laut-

*) „Tod und Hölle!“ (aus dem tschechischen National-Lied.)



Vom Wohlthätigkeits-Bazar.

— Tombola-Lose? Nein; wir danken. Wenn Sie Genußscheine ausgeben wollten . . .

schufartigen Dehnbarkeit, bandwurmähnlichen Zueinanderschachtelung, Verschrobenheit und Verworrenheit besteht, die den natürlichen menschlichen Scharfsinn fortwährend auf die Folterbank spannt und eine Art von „Tausend und einer Nacht“ darstellt, die mit unzähligen neuen declaratorischen und Zusatzparagraphen schwanger geht.

Betrachten Sie die Urtheilssprüche und Entscheidungen mancher unserer Gerichtshöfe niederer, höherer und höchster Instanz und Sie werden gestehen, daß sie unserer Gesetzgebung würdig sind, d. h. daß ihr Hauptverdienst in jenen dem Laien unergündlichen Widersprüchen, Rabulistereien, Härten, Dunkelheiten und Unfaßbarkeiten beruht, die die nie verstiegende Quelle neuer Prozesse sind und den Altären der blinden Göttin stets frische Opfer zuführen.

Richten Sie Ihre Blicke auf gewisse Früchte unserer dramatischen und erzählenden Literatur. Es ist unleugbar, daß die packende Wirkung mancher derselben auf jenem holden Wahnsinn, Nervenzügel und haut goüt nach *assa fötida* beruht, der die nervasthenischen Gemüther unserer Zeitgenossen so angenehm aufregt.

Je pikanter, je ungenirter daher ein poetisches Werk, je

verschrobener und complicirter ein Gesetz, je unbegreiflicher und widerspruchsvoller ein Urtheil oder Erkenntniß ist, umso mehr entspricht es dem Bedürfniß unseres Zeitalters und dem Begriff der Vollkommenheit.

Diese Zwecke aber hoffen wir am besten durch geeignete Dampf- oder Elektromotoren zu erreichen, vermöge welcher wir eine gegebene Anzahl Wortzeichen dergestalt durcheinander schütteln und rütteln, daß das Resultat selbst einem Ödip oder Hansen zu enträthseln unmöglich sein würde. Dieses Resultat wird sodann, gleichfalls durch Dampf oder Elektrizität, in die gehörige Form, ist es z. B. ein Schauspiel, in die nöthige Akte- und Scenenzahl, ist es ein Gesetz, in die entsprechende Anzahl von Paragraphen gebracht und so vom Stapel gelassen.

Alle diese genannten Maschinen existiren zunächst allerdings nur in Modellform, doch sind die Patente bereits angemeldet, und es ist kein Zweifel, daß sich unsere Regierungen der Sache bemächtigen und dem gesammten Staatsorganismus dienstbar zu machen bestrebt sein werden, was natürlich, durch die hiebei erzielten Ersparungen, zur Hebung des Nationalwohlstandes und der Finanzen nicht wenig beitragen dürfte.“

(Schluß folgt.)

Der Weisheit kleine Münze.

Gewisse Männer sind nichts mehr, wenn das Weib aufgehört hat, ihnen Alles zu sein.

*

Ein tadellos schönes Weib ist den Männern selten gefährlich.

*

Es genügt einer Frau nicht, geliebt zu werden, weil sie gut ist.

*

Das Weib ergreift Besitz vom Manne und Das nennt man Liebe.

*

Der Mann fühlt sich einsam unter Männern; er fühlt sich erst „bewohnt“, wenn er mit einem Weibe ist.

*

Wer liebt, soll ein Restchen seines Herzens frei behalten; wehe Dem, der bis zum Erzeß in ein Weib oder in eine Kunst verliebt ist!

*

Man mag sagen was man will: über einen gewissen Grad hinaus ist die Liebe schöner zu singen als anzuschauen.

*

Man hat Recht, die Schönheit dem Ruhme vorzuziehen; der Ruhm überschreitet nur selten die Schwelle des Hauses, die Schönheit aber unterwirft sich Alle.

„Nicht herein!“

Skizze von Titanello.

Die schöne Gulsami überließ sich dem Diensteifer ihrer Dienerin. Stück auf Stück der kostbaren Gewandung fiel unter den runzeligen Händen der alten Balbassa. Zuerst die durchsichtigen, mit Silberfäden durchzogenen Shawle, dann das lichtblaue Untergewand, dann die faltigen, scharlachrothen Höschen. Der Kopfsputz wurde aufgelöst, die Perlschnüre, die Schlangenarmbänder, die Ringe, der Münzenschmuck — Alles wanderte in das Schmuckkästchen, nur die Amulette behielten ihren alten Platz an Hals und Arm des reizenden Griechenkinds. Wie das in der Ebenholztruhe glühte und schimmerte! Aber Gulsami verlor nichts durch das Ablegen der Kleinode. Durch die Oeffnungen der feinen Leibwäsche schimmerte lebendiger Alabaster, glühte der herrlichste Rosenstein, von den Bernsteinlocken, den Rubinen ihrer Lippen, den Saphiren ihrer Augen ganz abgesehen. Ihr Busen allein war das köstlichste Bergwerk, dem, der in den Schacht desselben fahren durfte, brauchte man nicht „Glück auf!“ zuzurufen. Gulsami war ein Wunder, das man mit Händen greifen konnte, und wohl dem, der dies durfte!

Sie erwartete diesen Glücklichen, ihren Herrn und Gebieter. Ohne eine Fingerspitze zur Hilfe oder zur Abwehr zu rühren, ohne ausgesprochenen Widerwillen, ohne lebhaftes

Grauen, aber auch ohne die geringste Regung geschmeichelter Eitelkeit ließ sie Alles mit sich geschehen, ergeben, traumhaft, gleichgültig. Es war ja nicht das erste Mal, und es war ihr Rismet.

Damit war die Alte aber nicht zufrieden: „Maschallah!“ keifte sie, „sehe mir Einer das Kind an! Steht starr und steif da, macht ein Gesicht, wie — nein, macht gar kein Gesicht und thut, als ob ihr nur so ein Butterbrod zugeworfen wäre und nicht das Schweißstücklein unseres erhabenen Sultans, daß Allah ihn segne! Würden sich doch tausend hübsche Träschen danach reißen, daß sie Gnade fänden vor Mehemed Omars Augen. Denke doch, wie sich die schwarze Fatme, die fette Zuleima und die Anderen alle ärgern, daß Du ihnen wieder vorgezogen bist! Was für prächtige Geschenke wird es wieder geben! Hast Du überhaupt Grund, Dich zu beklagen? Werden Deine Wünsche und Launen nicht erfüllt, ehe Du sie ausgesprochen? Kannst Du Dich nicht in Rosenöl baden und Dein Zimmer mit Goldstücken und Edelsteinen pflastern? Hast Du nicht Deine Sklavinnen, um Dir von ihnen die Sohlen frauen und Märchen erzählen zu lassen, sie mit Nadeln zu stechen, zu kneifen, zu ohrfeigen, wenn es Dir Vergnügen macht? Hast Du nicht Puppen, um sie aufzuputzen, Dein Seidenäffchen, Deinen Papagei, der hundert Worte spricht, um mit ihnen zu spielen, hast Du nicht die neuesten Kleider, die neuesten Möbel, die neuesten Romane, die neuesten Leckereien aus Paris?“

Die Favoritin gedachte dessen, was sie nicht hatte: der Freiheit auf ihren heimischen Bergen, der Liebe eines wirklichen Mannes, zum Beispiel des schönen Frenghi, den sie bei den süßen Wassern gesehen. Sie seufzte nicht, denn was half es? sie murrte nicht gegen Allahs Willen, denn das war vergeblich, sie zürnte der Schwägerin nicht, denn jene wußte es nicht besser. Aber es kam Leben in das göttliche, kalte Bild; fieberhaft riß sie die letzten Hüllen ab, daß die Knöpfe absprangen, und Battist und Spigen erhebliche Wunden davontrugen. Achlos schleuderte sie die Babuschen von den Füßchen, schüttelte wild die seidigen Haare aus der Stirne, war mit einem Sprunge auf der breiten, schwellenden Ottomane, die in der Mitte des Zimmers prunkte, faltete die Hände unter dem Haupte, schloß die Augen und heischte ungeduldig:

„Schnell, mache, daß Du fertig bist, und melde dem Beherrscher der Gläubigen, ich sei bereit!“

Balbassa staunte über die plötzliche Umwandlung, freute sich aber nach Kräften über dieselbe und legte sie nach ihren eigenen Wünschen und denen des Sultans aus. Dann raffte sie die gemißhandelten Kleidungsstücke auf, verwahrte sie, warf Räucherpulver auf einen Dreifuß von polirtem Kupfer, versetzte es in Glimmen und verschwand durch eine Tapenthuir, nachdem sie noch die goldene Troddel herabgezogen, die von der Mitte der Decke herabhing. Dadurch wurde eine Unmenge von Spiegeln sichtbar, und ein Lichtmeer flammte durch das Gemach. Berausender Wohlgeruch umwogte die Ottomane, an den Wänden, in den Ecken, an der Decke sah man das Bild des unvergleichlichen Weibes, durch eine sinnreiche Vorrichtung wechselte die Beleuchtung von Augenblick zu Augenblick die Farbe.

Nach einer Weile wurde ein Guckloch in der Tafelung sichtbar, ein paar listerne Augen verschlangen gierig den zauberhaften Anblick, leidenschaftliche, inbrünstige, gurgelnde Töne wurden dort hörbar; dann öffnete sich die Hauptthüre, immer tiefer und satter wurden die Farbentinten, schleichende, tastende Schritte naheten sich dem Lager, es wurde dunkler, dunkler — —
O, Mehmed Omar war ein Feiner!

*

Wenige Tage darauf war dieselbe Stätte wieder der Schauplatz eines Liebeskampfes. Aber diesmal nahmen jüngere Hände der alten Valbassa die Mühe ab, Schön-Gulsami zu entkleiden. Diesmal bedurfte es nicht der berausenden Wohlgerüche, der Spiegel, der märchenhaften Lichtreflexe. Diesmal blieb das Guckfenster geschlossen, diesmal hörte man keine schleichenden, tastenden Schritte. Aber dafür sah Schön-Gulsami auch nicht dem Ende mit Ungeduld entgegen, sondern dem Anfang, dafür gab es da drinnen ein neckisches Haschen und Sichgehenlassen, ein beiderseitiges Kosen und Girren, ein beiderseitiges inbrünstiges, gurgelndes Athmen und seliges Seufzen.

Vor der Thür stand ein Paar Schuhe.

Wißt Ihr, was das zu bedeuten hat, wenn ein Paar Weiberschuhe vor der Haremsthüre steht? Es zeigt die Anwesenheit einer Besucherin an. Und der gestrenge Herr des Palastes weicht vor diesem Talisman zurück und bescheidet sich in Demuth — die Fremde ist vor Männeraugen geschützt.

Der Zufall wollte es, daß Mehmed Omar sich just nach Gulsamis Befinden erkundigen und ihr eine Börse zu Füßen legen wollte, durch deren Maschen es goldig bligte. Als guter Muselman wandte er sich bei dem Anblicke der Schuhe instinktiv zum Rückzuge.

Aber, beim Barte des Propheten, das waren ja Männer-
schuhe, die da vor ihm standen, gelblederne Männer-
schuhe, wie man sie bei vornehmen Franken im Sommer häufig sehen konnte!

Der Beherrscher der Gläubigen fuhr zusammen, als ob er auf eine Ratter getreten habe. Dann aber schwoh ihm die Zornader unnatürlich an, die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, die Beine zitterten ihm mehr denn je, der Schaum trat ihm vor den Mund — der häßliche Alte war schier grauenhaft anzusehen in diesem Augenblicke. Schon zuckte seine eine Hand nach dem Thürgriff, die andere nach dem Patagan — da besann er sich eines anderen. Mit boshaftem Grinsen zog er die Börse aus dem Gürtel, legte sie in einen der Schuhe und schlich nach einer höhnischen Verneigung lautlos wieder von dannen, wie er gekommen.

Die drinnen aber kosteten und scherzten sorglos weiter und ahnten nicht, wie nahe der Todesengel der Schwelle gestanden. Was sie nachher für ein Gesicht gemacht haben, als der hübsche Frengi seinen Lohn im Schuh fand? Allah weiß es!

Ja, Mehmed Omar war ein Feiner!



Trost.

Er kamte sie als kleines Kind
Und hat sie groß gezogen,
Sah spielen sie im Sommerwind
Und sah des Busens Wogen.
Bis Jungfrau war sie schnell erblüht,
Da lag er hingerissen
Ganz von Bewunderung durchglüht,
Bis ihren Elfenfüßen.

Da bot sie ihm ihr Lippenpaar
Mit fröhlichem Gelächter,
Ein Ehemann, ein treuer war
Der frühere Frau'nerächter.
Er gab ihr Geld und reiches Gut
Und köstliches Geschmeide,
Und jeden Monat einen Hut,
Und Spitzen, Sammt und Seide.

Doch als von Reisen einst zurück
Er heimkam liebestrunken,
Sah er an seinem Giebelstück
Ein Hirschgeweih prunken.
Da wurde er ein Philosoph,
In's Wirthshaus ist er 'gangen,
Wo still er bis zum Tode soff,
Das Hirschgeweih blieb hängen.

M. Kolloden.

Das Haar.

Von Catulle Mendès.

Mich reizte endlich die Anmaßung dieses merkwürdigen Menschen. Denn er brüstete sich, jederzeit alle Listen, alle Anschläge jener schönen Personen, die seine Geliebten waren, vereitelt zu haben, niemals von einer Frau, selbst nicht von seiner eigenen, betrogen worden zu sein!

— Arnulph ist von Agnes, Bartolo von Rosina betrogen worden, sagte er, aber Dies beweist nicht, daß Agnes sehr geschickt und Rosina sehr schlau gewesen; es beweist nur, daß Arnulph und Bartolo Dummköpfe gewesen. Jeder Mann, der kein Tölpel ist, kann von einem Weibe — sei es eine Unschuld oder eine Kokette — verrathen werden, aber er kann von ihnen nicht betrogen werden. Er kann oft Sganarelle sein, aber niemals ohne es zu wissen. Ich schaue zum Fenster hinaus, ein Anderer küßt inzwischen mein Liebchen: das ist möglich; aber sobald ich mich umwende, bemerke ich, daß man sie geküßt hat. Wenn ich meinem Liebchen vorwerfe: „Du kommst spät heim, Liebste?“ — und sie mir antwortet: „Ich habe meine Schwester besucht, die sehr krank ist“ — so antworte ich mit einem Achselzucken und sage: „Du kommst von Deinem

Liebhaber und kannst zu ihm zurückkehren und bei ihm bleiben.“ Der Schlaubeit der Frauen — ich behaupte es aller Ueberlieferung zu Trotz — fehlt es an Scharfsinn und Erfindungsgabe. Venus, die eine Göttin war, ist es nicht gelungen, Vulkan zu narren, der kein sonderlich geschiedter Gott war; wohl glich seine Stirne der eines Faun, aber er hielt Venus doch in seinem stählernen Neze gefangen. Die Ränke der Ehefrauen und der Mädchen sind oft von kindischer Einfalt; ihr Heucheln gesteht Alles ein, ihre Fallen liegen klar zu Tage. Wenn man nicht taub, blind und blöd ist, hört man was sie nicht sagen, sieht man was sie zu verheimlichen glauben, erräth man ihre geheimsten Absichten. Wenn so viele Männer betrogen scheinen, so ist der Grund nicht der, daß sie es wirklich sind, sondern der, daß sie thun wollen, als ob sie es wären. Warum? Weil sie lieben. Wer da erklärt, daß er den Verrath entdeckt habe, wäre genöthigt zu brechen. Die Männer sind so feige, daß sie ihre Geliebten — weil sie so reizend sind, und die Treulosen ganz besonders! — nicht entlarven, um sie nicht zu verlieren. Sie sind so schön, diese Lippen, die so schlecht zu lügen verstehen! Man weiß sehr wohl, daß sie lügen und ich, der ich mit Ihnen spreche, behaupte — ohne daß ich mich für so scharfsichtig und fruchtbar an Kriegslisten halten würde, als der erfinderische Barbier Figaro oder der schlaue Gott Voge war — ich behaupte also, daß die Frau, die mich betrügen wird, noch nicht ihr Strumpfsband oberhalb des Knies festgekniüpft, noch auch mittelst einer Wolke von Beloutine der rosigen Frische ihrer Wangen einen zarten Hauch von Weiße beigemengt hat.

Das war denn doch zu viel! Und ohne an die Strafbarkeit meiner Indiskretion zu denken, rief ich aus:

— Diejenige, die Sie derzeit lieben, ist Lucienne Thuriot?

— Ja.

— Blaublaue, unschuldsvolle Augen?

— Ja.

— Braune Haare mit einem röthlichen Schimmer, die sich an den Schläfen ringeln?

— Ja.

— Sie hat unter anderen Hüten eine Toque von Filz, auf welcher ein Paradiesvogel an einem Kirschens-Sträußchen pickt?

— Ja.

— Sie hat unter anderen Kleidern ein solches von ungarisch-blauem Tuche, das mit neidischer Knappheit ihre Formen umschließt?

— Ja.

— Nun denn, ich habe Ihre Lucienne vor zwei Stunden in einem Fiaker, hinter zur Hälfte herabgelassenen Vorhängen gesehen, wo ein sehr junger Mann mit langen, blonden Haaren Kopf an Kopf sehr eindringlich zu ihr sprach.

Der merkwürdige Mann brach in ein Gelächter aus.

— Unmöglich! sagte er.

— Ich habe sie gesehen!

— Nein!

— Mit ihren unschuldsvollen blauen Augen.

— Nein!

— Mit ihren braunen, röthlich schimmernden, krausen Haaren.

— Nein!

— Mit ihrer Toque, die einen Vogel mit Kirschens füttert.

— Nein!

— Mit ihrem ungrisch-blauen Leibchen, das sehr knapp anliegt.

— Nein!

— Ich habe sie gesehen, sage ich Ihnen; sie war sehr roth und streifte mit ihren Lippen die langen, blonden Haare Desjenigen, den sie Ihnen vorzieht.

— Nein, nein und tausendmal nein!

Dann fügte er hinzu:

— Aber selbst in dem Falle, daß Sie nicht durch eine Aehnlichkeit getäuscht wurden, würde Dies meine Theorie nicht im Mindesten erschüttern. Ich mag verrathen sein, — der Verrath ist immer möglich — aber nicht betrogen, da ich, kaum heimgekehrt, von der Schuld Luciennes sofort benachrichtigt sein werde.

— Benachrichtigt? Wieso denn?

— Dank einer Vorsichts-Maßregel, deren ich mich seit drei Jahren jeden Morgen bediene.

— Eine Vorsichts-Maßregel?

— Ja. So sehr eine Frau es auch eilig haben mag, sich zu einem Stelldichein zu begeben, wird sie doch — denke ich — nicht in den Pantöffelchen von rosa Satin hinlaufen, in welche sie vom Bette aufstehend schlüpft? Nun denn: unter dem Absatz eines der Stiefelchen, welche Lucienne anzuziehen pflegt, wenn sie ihre Besuche oder Spaziergänge macht, klebe ich jeden Morgen unbemerkt, mittelst einer weißen Oblate ein einzelnes, schwarzes Haar an, eines meiner Haare. Sie kann unmöglich einige Schritte in diesen Stiefelchen gethan haben, ohne daß in Folge des Reibens an den Treppenstufen oder an dem Straßenpflaster das Haar weggerissen würde und verschwinden müßte. Es genügt mir daher, wenn ich nach Hause komme, einen Blick auf den verrätherischen Schuhabsatz zu werfen, um zu erfahren, ob Lucienne ausgegangen oder zu Hause geblieben war.

— Das ist ein schwankender Beweis, unterbrach ich ihn. Eine Frau kann ausgehen, ohne deshalb . . .

— Ich glaube nicht, daß eine Frau ohne mein Wissen ausgeht, wenn sie keine strafbaren Absichten hat.

— Es sei; ich gestehe: Ihre Vorsichts-Maßregel ist ziemlich scharfsinnig. Aber sind Sie auch sicher, daß Lucienne die Falle noch nicht bemerkt hat?

— Vollkommen sicher. Und nun erweisen Sie mir die Gnade, mich zu mir nach Hause zu begleiten. Wir wollen zusammen feststellen, ob das Haar noch an dem Schuhabsatz klebt oder nicht.

Als ich bei dem merkwürdigen Manne angekommen war, führte er mich ein und ließ mich in einem Salon, wo Lucienne an einem Fenster saß. Sie grüßte mich schüchtern, mit einem Kopfnicken und schlug rasch die Augen nieder. Wenn man sie sah, wie sie groß von Wuchse, blaß, mit bescheidener Miene da saß und eifrig nähete, hätte man die so Unschuldige und Geschäftige für einen Engel halten mögen, der vom Himmel niedergestiegen ist, um eine gute Hausfrau zu werden.

Sie war es, ohne Zweifel, die ich im Fiaker gesehen hatte; aber angesichts so vieler Keuschheit und Einfachheit zö-

gerte ich fast, sie wiederzuerkennen. Es schien fast unmöglich, daß diese langen, schneeweißen Hände unter glühenden Pressungen erbebt sein sollen, daß sträfliche Küsse diese reinen, etwas blaffen Lippen entehrt haben sollen.

Jetzt rief mich der merkwürdige Mann in ein benachbartes Zimmer und ich eilte zu ihm.

Mit strahlender Miene kam er mir entgegen.

Er hielt mit der linken Hand und zeigte mir mit der rechten Hand triumphirend einen Schuhabsatz, an welchem ein einzelnes Haar klebte, von einem Stückchen weißer Oblate festgehalten.

Ich war überwunden und verneigte mich stumm.

Und obgleich er mich vorhin ein wenig geärgert hatte, fand ich es doch nicht am Plage, den merkwürdigen Mann darauf aufmerksam zu machen, daß das Haar, das mittelst einer weißen Oblate an dem Schuhabsatze klebte — ein langes, blondes Haar war.



Begründete Angst.

Mann und Frau spazieren auf der Straße und erblicken in der Ferne den Vetter Paul.

— Ich bitte Dich, Gertrude, spricht der Mann, grüße den Vetter nicht, er könnte sich uns anschließen.

— Warum, bist Du seinethalben eifersüchtig?

— Nein; aber er könnte mich anpumpen.

*

Abgeblitzt.

Herr Schmalkopf bewirbt sich um die Hand einer jungen Frau, die eben erst den Wittwenschleier abgelegt hat.

— Ich bedauere, erklärt die Wittwe; mein Trauerjahr ist eben erst zu Ende gegangen und da soll ich schon ein zweites beginnen?

*

Einer, der es eilig hat.

Herrn Tulpenduft, der bei einer Piquet-Partie sitzt, meldet ein Freund, daß ein Husaren-Rittmeister bei Frau Tulpenduft weile.

— Weißt Du Das sicher? fragt Herr Tulpenduft.

— Ich selbst habe ihn in Dein Haus gehen sehen.

— Nun, dann theilen Sie rasch aus, ruft Herr Tulpenduft seinem Partner zu; — ich sage drei Meister an!

*

Aus dem Tagebuche eines Backfisches.

— Heute habe ich das erste Kompliment bekommen. Wie lange werde ich wohl auf die erste Liebeserklärung warten müssen?

*

Unsere Dienstboten.

Die Köchin Lisi stürzt athemlos und zornregt in das Zimmer ihres Dienstherrn.

— Die Gnädige hat mir gekündigt! meldet sie wüthend. Ich verlasse augenblicklich das Haus! . . . Gehen Sie mit?

*

Vor Gericht.

Der Richter zu einer schönen, jungen Frau:

— Also, Sie verlangen die Scheidung?

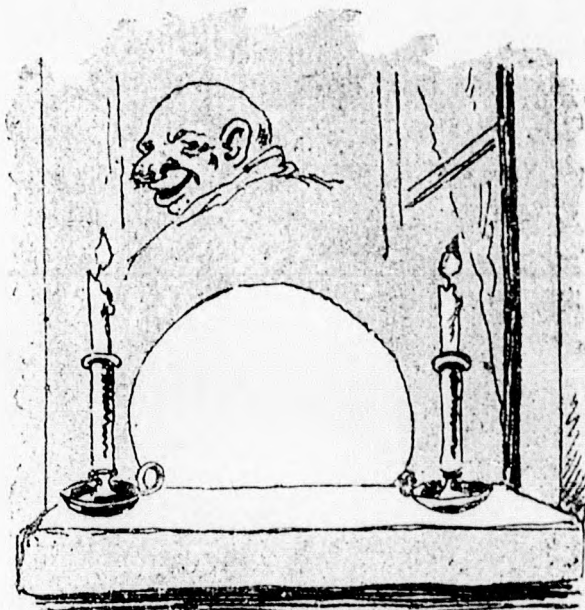
— Unbedingt.

— Demnach ist eine Ausöhnung völlig ausgeschlossen?

— Ich glaube nicht, daß mein Mann sich mit ihm versöhnen wollte!

— Mit wem?

— Nun, mit Dem, der die Ursache unserer Scheidung ist.



Gerichtshalle.

Die Uhr des Herrn Fanfan-l'Arbalète.

Der Saaldiener aufrufend: Der öffentliche Ankläger gegen Theodor Canaron, genannt Fanfan-l'Arbalète. Canaron vor!

— Hier bin ich, ich komme schon! ruft eine Fistelstimme im Hintergrunde des Saales.

Herr Theodor Canaron, genannt Fanfan-l'Arbalète, läßt sich auf der Bank der Angeklagten nieder.

Mit einem Anzug von völlig verschossenem, schottisch-karvirtem Stoffe bekleidet, ganz glatt rasirt, kahl wie eine Eidechse, mit blinzeln Augen, ohne Augenbrauen und Augenwimpern ist Fanfan-l'Arbalète ein Mann, der die Fünfzig überschritten hat.

Er ist dick, fett, kurz, rosig im Gesichte. Sein Blick ist schelmisch, boshaft; sein Gesicht schwigt das Alkohol durch alle Poren aus. Seine Nase, für die er wohl viel Geld ausgegeben haben mochte, bis er ihr die Färbung verlieh, war geradezu eine Rarität. In ihrer monumentalen Größe, mit wilden Haaren besetzt, die an den Rändern der ungeheueren Nasenlöcher emporstarren, gleicht diese Nase einer gekochten rothen Rübe, auf welcher es Auswüchse von allen Formen und Größen gibt.

Leuchtend wie eine glühende Kohle verfest sie den Saal-
diener in Bewunderung, entlockt sie dem Gerichtschreiber ein
neidisches Blinzeln, stürzt sie den Gerichtshof in einen Zustand
der Verblüffung und erregt sie die höchste Neugierde des
Publikums.

Eine Weile unter dem tiefen Eindrucke dieser phantasti-
schen Erscheinung stehend faßt sich der Präsident endlich und
beginnt das Verhör mit dem Angeklagten, der auf alle Fragen
mit vieler Gemüthlichkeit antwortet.

Der Präsident. Sie sind Schneider?

Der Angeklagte. Zu Diensten; Herr Präsident;
Flickschneider. Die Frau Gemahlin braucht nur um mich zu
schicken, wenn Ihre Hosen einer soliden Unterlage bedürfen.

Der Präsident. Wir sind nicht da, um Spaß zu
treiben.

Der Angeklagte. Umso schlimmer für Sie! Mir
geht ein guter Spaß über Alles. Ich bin ein offener, frei-
müthiger Mann, wie Sie mich hier sehen, Herr Präsident.
Ich habe nie gestohlen, noch Unzucht getrieben, noch auf der
Börse gespielt, noch den Wählern unerfüllbare Verheißungen
gemacht. Aber ich bin ein lustiger Kerl. Tag und Nacht, zu
Fuße und zu Wagen, zu Pferde, auf dem Zweirad, auf der
Eisenbahn und zu Schiffe: immer und überall muß ich mei-
nen Ulf haben. Das liegt nun einmal so in meiner Natur.

Der Präsident. Unglücklicherweise für Sie liegt es
auch in Ihrer Natur, im Zustande der Trunkenheit sich öffent-
lich gegen die Sittlichkeit zu vergehen, durch obscene Schau-
stellungen die Hausbewohner zu skandalisiren . . .

Der Angeklagte. Mich gegen die Sittlichkeit ver-
gehen? . . . Die Hausbewohner skandalisiren? . . . Obst-
schöne Ausstellungen? . . . Sie scherzen wohl, Herr
Präsident? . . . Weil ich den Leuten — ganz umsonst —
meinen Dingsda gezeigt habe? Hat sich was zu skandalisiren!
. . . Als ob die Hausbewohner nicht Jeder für sich Einen
hätten für ihren persönlichen und privaten Gebrauch, gerade so
wie ich oder Sie, Herr Präsident! Fragen Sie die Leute doch
einmal, ob sich nicht alle Welt vorzüglich amüsirt hat?

Der Präsident. Es waren Mädchen da.

Der Angeklagte. Ach, die Mädchen in unserem
Hause! . . . Die sind schon, die haben schon, die wissen schon
. . . Doch genug, ich sage nicht mehr! . . . So wahr ich
Arbalète heiße, ich sah nichts Ungeziemendes dabei . . . Ueber-
dies hatte ich einen tüchtigen Haarbeutel . . . (Große Heiter-
keit im Saale. Der Angeklagte fährt instinktiv mit der flachen
Hand über seinen kahlen Scheitel.) Ich hatte nämlich die ganze
Woche Gendarmen-Hosen ausgebeffert und hatte an dem Tage
meinen ganzen Verdienst vertrunken. Die Wissenschaft beweist . . .

Der Präsident. Was soll die Wissenschaft beweisen?

Der Angeklagte. Daß einen Schneider nichts so sehr
alteriren kann, wie eine Gendarmenhose. Das riecht nach saurem
Häring . . . (Heiterkeit.)

Der Präsident. Wir werden die Zeugen vernehmen.

Der Angeklagte. Da werden Sie sich famos un-
terhalten!

Der Präsident. Ich wiederhole Ihnen, daß wir nicht
da sind, um uns zu unterhalten.

Der Angeklagte. Das thut nichts, Sie werden den-
noch lachen.

Der Präsident. Schweigen Sie oder ich lasse Sie
abführen.

Der Angeklagte. Gut, ich sage nichts mehr. Ich
respektire das Gesetz!

Eine dicke, heitere Frau mit rundem Bauch und über-
quellendem Busen, das Haupt mit einer schwarzen Haube be-
kleidet, die ein Strauß Feldblumen ziert, der Hals mit einer
dreifachen Goldkette umschlungen, nähert sich dem Schranken.
Sie erklärt Florine Monginot zu heißen und zweiundvierzig
Jahre alt zu sein.

Der Präsident. Sie sind die erste Bewohnerin und
zugleich Hausmeisterin des Hauses, wo Herr Canaron wohnt?

Zeuge. Ich war es, bin es aber nicht mehr, mein Herr
Richter, von wegen der Dame aus dem Berry-Lande. Der-
malen bin ich Krämlerin und wenn die werthe Frau Ge-
mahlin Matrazen hat . . .

Der Präsident. Diese Dienstes-Anerbietungen sind
durchaus nicht am Plage.

Zeuge. Mein Gott! die Geschäfte gehen so schlecht.

Der Präsident. Genug davon! Erzählen Sie dem
Gerichtshofe, was Sie von der Angelegenheit wissen und nichts
Anderes.

Zeuge. Von der Angelegenheit? Von welcher Angele-
genheit?

Der Präsident. Von dem öffentlichen Vergehen gegen
die Sittlichkeit, dessen der Theodor Canaron angeklagt ist.

Zeuge. Sie meinen Fanfan-l'Arbalète? Nun denn: so
wahr ich eine ehrliche Frau bin, es hat keinerlei Vergehen
gegen die öffentliche Sittlichkeit stattgefunden. Ich habe nichts
dergleichen gesehen.

Der Präsident. Wie? . . . Sie haben doch in der
Untersuchung ausgesagt, der Vorstellung im Hofe angewohnt
zu haben?

Zeuge. Das will ich glauben! (Hell auflachend.) Es
war eine Haupttheß! Wir haben so viel gelacht! Dieser ver-
traakte Fanfan! Aber kein Vergehen gegen die Sittlichkeit! . . .
Man hat sich ganz unschuldig amüsirt . . .

Der Präsident. Das ist eine Sache der Auffassung.
Ich will nun bestimmter fragen. Ist es wahr, daß an einem
Abende des verflossenen Monates der Canaron auf den Fen-
stersims seines Zimmers zwei brennende Kerzen hinstellte und
dann . . .

Zeuge. Ach, der Fanfan-l'Arbalète? Ja, Herr Richter.
Ich werde mich mein Leben lang daran erinnern . . . Man
hat auch Ursache dazu. Denken Sie sich, daß . . . Hahaha!
Nein, ich muß zu viel lachen . . . Stellen Sie sich vor . . .
Hihihih! . . .

Der Präsident (wüthend). Das ist doch unverschämt!
Bleiben Sie doch ruhig! . . .

Zeuge. Ja, Herr Richter. Denken Sie sich, daß er den
ganzen Tag getrunken hatte mit dem Auvergnaten Baptist und
dem langen Ernst, Mehlabträger, zwei fermes Zechern. Sie
sind am Abend volltrunken heimgekehrt. Dann stellte Fanfan-
l'Arbalète sich ans Fenster und brachte das ganze Haus da-
durch in Aufruhr, daß er zwei Toppdeckel aneinanderschlug und

patriotische Lieder gegen die Pfaffen dazu sang. Endlich, als er sah, daß Alle versammelt waren, zündete er zwei Kerzen an, schlug sein Hemd zurück . . . Oh, ich ward krank vor Lachen . . .

Der Präsident. Hatte er die Hose abgestreift?

Zeuge. Ja freilich! wo wäre denn sonst der Spaß?

Der Präsident. Sie haben also gesehen?

Zeuge (immerfort lachend). Alles, Herr Richter! Naturalibus et partibus, wie der Herr Pfarrer bei uns sagen würde. Aber es war keine Verletzung der Schamhaftigkeit dabei, denn er sprach keine ungehörigen Worte. Seither heißt man ihn im Hause . . .

Der Präsident. Setzen Sie sich!

Der zweite Zeuge ist der lange Ernst, Mehlabträger. Er kommt mit schaukelnden Schritten daher, wie ein Tambour-Major und beginnt ebenfalls damit, daß er dem Präsidenten seine Dienste anbietet.

Der Richter fährt wüthend auf.

— Ich bin doch kein Bäcker, daß ich Mehl kaufen soll! schreit er.

Zeuge. Alsdann zur Ueberstiedelung, Herr Präsident! Die vorige Woche erst habe ich einen Journalisten und eine Hebamme an einem Tage „ausgezogen“. Ich garantire für jeden Schaden und bringe die Vorhänge an Ort und Stelle.

Der Präsident (wuthschraubend). Genug! sage ich. Beschränken Sie sich darauf, uns kurz zu erzählen, was sich zugetragen.

Zeuge. Mit Fanfan?

Der Präsident. Mit Theodor Canaron.

Zeuge. Ich heiße ihn nur Fanfan. Jeder nach seinem Geschmack.

Der Präsident (ungeduldig). Heißen Sie ihn wie Sie wollen, aber erzählen Sie rasch. Sind Sie sicher, daß keine Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit stattgefunden hat?

Zeuge. Nicht das kleinste Stückchen von Sittlichkeit ist verletzt worden. Man hat sich amüßirt, Das ist Alles. Dieser Teufelskerl Arbalète hat solche drollige Einfälle, daß der Himmelsche in seinen Schlafrock . . .

Der Präsident. Zur Sache! zur Sache!

Zeuge. Alsdann: Folgendes hat sich zugetragen, mein guter Herr Präsident. Nach dem Frühstück begleitete ich den Fanfan-l'Arbalète nach Ménilmontant, wo er seine Gelder für die Hintertheile der Gendarmen-Hosen in Empfang nahm, zweiundzwanzig Franken, genau gezählt. Hernach kehrten wir nach La Villette zurück, in die Rue Secretan, wo wir seit unvordenklichen Zeiten beisammen wohnen. Unterwegs sind wir da und dort bei den Kneipwirthen eingelehrt. Es wäre freilich besser gewesen, mit dem Omnibus heimzukehren; denn wir trafen in einer der Schänken den Auvergnaten Baptist halbtrunken und ließen uns von ihm überreden, zu bleiben. Und so ging denn Alles flöten: die zweiundzwanzig Franken des Fanfan, meine siebzehn und die zweiunddreißig des Baptist, die sein Weib ihm gegeben hatte, Kartoffel einzukaufen. Das ist der Beginn des Anfangs; klar und leicht zu begreifen.

Der Präsident. Weiter, weiter! Was geschah am Abend?

Zeuge. Am Abend führten wir den Baptist nach Hause, zu seiner Frau, die ihm mit dem Besenstiel den Rücken bear-

beitete, als wär's eine Bafgeige. Dann gingen wir auch nach Hause, ich und Fanfan-l'Arbalète. Als wir auf Fanfan's Stube waren, begann er mit seinem Küchengeräth am offenen Fenster Musik zu machen. Hernach zündete er zwei Kerzen an und sang den „Kohlensack“, ein neues Lied gegen die Jesuiten. Wollen Sie, daß ich es singe? (Er stellt sich in Positur.) Ich habe eine ganz andere Stimme als Fanfan, der ungefähr so singt, wie eine Kage, der man den Schwanz in der Thür eingeklemmt hat.

Der Präsident. Wir müssen darauf verzichten, Ihren Gesang zu hören; ich lade Sie überhaupt ein, Ihre Aussage nicht zu würzen.

Zeuge. Plötzlich sagt mir Fanfan: „Wart' ein Weilschen, da soll's gleich einen Hauptspaß geben.“ — „Gut, sag' ich; nur zu!“ Und nun begann er ganz gemüthlich: „Meine Damen und meine Herren! Sie sollen sogleich etwas zu sehen bekommen. Ich will Ihnen die neueste leuchtende Spieluhr zeigen, ohne Zeiger, patentirtes System. Sie haben nichts dafür zu bezahlen. Diese Uhr verträgt Hitze und Kälte, verdirbt selten und wird oft durch einen Fußstoß in Schwung gebracht. Wenn Sie Mitternacht schlagen hören, können Sie zu Bett gehen, die Einen mit ihren Frauen, die Anderen mit jenen der Nachbarn, die Dritten allein. Und nun geht's los!“ Dann streifte er die Hosen ab und zeigte seinen . . .

Der Präsident. Ja, ja; wir wissen schon.

Zeuge. Man lachte unbändig viel. Er blieb länger denn eine halbe Stunde in derselben Positur, als ob er Alle hätte bezaubern wollen. Es waren mehr als hundert Menschen da.

Der Präsident. Und war in der Versammlung Niemand erzürnt?

Zeuge. Erzürnt? Warum denn? Er hat Ihnen doch nicht die Zähne gezeigt. (Heiterkeit.) Es war ganz einfach der Einfall eines Verauschten.

Der Präsident. Nun, dieser Einfall eines Verauschten bedeutet eine öffentliche Verletzung der Sittlichkeit. Uebrigens ist eine Klage eingebracht worden.

Zeuge. Ach ja, die Dame aus dem Berry-Lande, eine alte Vetschwester, halb blind und drei Viertel taub. An jenem Abende befand sie sich in der Wohnung der Hausmeisterin, Madame Florine, die sie seither um ihre Stelle gebracht hat. Der Lehrlinge des Ofensezers, der im Erdgeschoß wohnt, erzählte ihr, daß auf dem Fenstersims des Fanfan eine wunderthätige Reliquie ausgestellt sei. Da ging sie hinaus, kniete im Hofe nieder und betete für das Seelenheil ihres verstorbenen Gatten, dem sie durch ihre Bosheiten das Leben abgefürzt hatte. (Heiterkeit.) Als sie am nächsten Morgen die Wahrheit erfuhr, war sie wüthend und ging klagen. Aber sie hat nichts gesehen und nichts gehört, dafür büрге ich.

Da der Thatbestand durch die Aussagen der ersten zwei Zeugen genügend aufgeheilt erscheint, findet das Gericht es unnöthig, die anderen zu vernehmen.

Theodor Canaron schien sich für die Erzählung seiner Thaten enorm interessirt zu haben. Sein umfangreicher Wanst schüttelte sich vor Lachen. Doch trat eine jähe Wandlung in seiner Stimmung ein, als er vernahm, daß er zu einem Monat Gefängniß und dreißig Franken Geldbuße verurtheilt sei.



Biernymphen.

I.

Anka.

Du verdammte, kleine Krabbe
Aus dem Tunnel an den Markt,
Anka, polnisch' Wettermädel,
Hast mit Tollheit nicht gekargt:

Auf dem Tisch Krakowia tanzen,
Abzudreh'n den Quell des Licht's,
Mich zu kneifen, küssen, beißen,
Kleiner Satan — war Dir nichts!

Mich im Maitrank der Ostpreußen*)
Ruhig, lächelnden Gesicht's
Unter — Deinen Rock zu trinken,
Tausendsassa — war Dir nichts!

Auf das Knie Dich mir zu setzen
Mit der Schwere des Gewicht's,
Und nach Männerart zu reiten,
Feuerbrändchen — war Dir nichts!

Einmal steh' ich auf dem Bahnhof —
Damals war ich noch Pennal —
Unweit stand der Herr Professor,
Domerwetter noch einmal!

Plötzlich lachst Du mir in's Antlitz,
Kneipst mich, Himmel, naseweis
In die Backe: „Nun, mein Kleiner,“
Fragst Du, „wohin geht die Reis?“

Im Lokal! Man denke, schand're,
Nicht genug der Reiherei,
Rißt Du mich in Deine Arme
Und die Weste mir entzwei . . .

Titanello.

*) In Norddeutschland versteht man unter „ostpreussischem Maitrank“
— Grogg.

Der Ring.

Eine indische Erzählung. Von Mat. F. Tausch.

I.

Zwei Tage lang dauerte die Hochzeit und ein glänzendes
Fest reihte sich an das andere.

Den Hochzeitszug hatten singende Knaben eröffnet; ihnen
folgten Träger von Seidenfahnen, buntfarbigen Papierlampen
und Götterfiguren. Dann kamen Harfenspieler, Lautenschläger,
Flötenbläser, und inmitten einer Schaar prächtig gekleideter, mit
goldenen Ringen und Edelsteinen geschmückter Jungfrauen schritt
das Brautpaar einher.

Eine fröhlich jauchzende Volksmenge umtanzte den Fest-
zug und dröhnende Schüsse verkündeten den Eintritt der Neu-
vermählten in das Haus des Gatten.

Während des Hochzeitsmahles vertheilte der Hausherr unter
die anwesenden Armen reichliche Almosen und zum Schlusse
ergögte sich die Menge an den Kunststücken der berühmtesten
Gauler und Schlangenbändiger.

Am anderen Morgen, nachdem das aufgehende Tages-
gestirn feierlich begrüßt worden, nahmen die Festlichkeiten ihren
Fortgang und währten bis in die späte Nacht hinein.

So hatte der nahezu sechszigjährige *Mohun* die junge
und liebreizende *Radhâ* in ihr neues Heim eingeführt.

*

Unhörbar und träge gleiten die Fluthen des *Irawaddy*
an *Awa* vorüber. Die Zinnen und Dächer der Stadt erglän-
zen im Silberlichte des Mondes und zahllose Sterne wandeln
am Himmelsgewölbe ihre vorgezeichneten Bahnen. Ein lauer
Westwind umspielt kosend die halbgeöffneten Blütenkelche der
Blumen, um dann ihre Düfte verrätherisch zu entführen.

Eine kurze Strecke vor der Stadt erhebt sich inmitten
weitläufiger künstlicher Gartenanlagen das Wohnhaus *Mohun's*.
Eine Umzäunung aus Bambusstäben umschließt das Besitztum
und im Hintergrunde begrenzt ein Palmenhain die Ausdehnung
des Gartens. Die vielfach verschlungenen Wege sind mit fei-
nem, buntem Sande bestreut, heimliche Grotten und Lauben
laden zur Ruhe ein und Quellen mit krystallhellem Wasser
schlängeln sich durch üppiges Grün.

Die Fenster des Wohnhauses sind geöffnet und eine an-
genehme Kühle herrscht in den inneren Räumen.

Alles schlummert im tiefsten Frieden; nur manchmal geht
es wie ein geheimnißvolles Flüstern durch den Palmenhain.

In dem prunkvoll ausgestatteten Schlafgemache ruht *Mo-
hun* mit seiner jungen Gattin auf dem schwellenden Lager.
Ein matter Lichtschein fällt durch das Fenster herein und stiehlt
sich schüchtern bis zu den Füßen des Bettes hinüber.

Jetzt streift ein kühler Luftzug das Angesicht des *Inders*
und veranlaßt den Schläfer zu einer unwillkürlichen Bewegung.

II.

Zart und duftig, in feine, durchsichtige Schleier gehüllt,
scheint eine weibliche Gestalt durch den mondhell erleuchteten
Garten dahinzuschweben. Jetzt steht sie einen Augenblick still



— Ich getraue
mich nicht recht . . .

— Nur Muth,
mein Herr, Sie sind
nicht der Erste . . .



und blickt voll Besorgniß nach dem Hause zurück, welches sie durch eine kleine Gitterthüre verlassen hat. Dann geht sie mit lautlosen Schritten weiter. Verwundert blicken die Blumen der Davoneilenden nach und schwermüthig wiegen sie ihre Häupter in der stillen Luft.

Aus dem Schatten eines Sykomorengebüsches ertönt ein leiser Ruf, ein hochgewachsener Krieger mit edlem Gesichtsausdrucke tritt der nächtlichen Wandlerin entgegen und seine Arme umschließen feurig ihre vor Aufregung bebende Gestalt.

„Râdhâ! geliebte Râdhâ! Sonne meines Lebens!“ jubelt der junge Mann. „Endlich kommst Du, endlich hast Du meine Bitten erhört!“

In stummem Entzücken umschließen sich Beide.

„Siehst Du jenen funkelnden Stern am Himmel, welcher senkrecht ob dem Palmenhaine steht und glückverheißend herniederleuchtet, meine süße Râdhâ? — Ihm wollen wir folgen; unter den Palmen sind wir vor verrätherischen Blicken geschützt!“

Auf seinen Armen trägt er die Willenlose in das Palmenwäldchen hinein; einen Augenblick noch hebt sich ihr weißes Nachtgewand von dem dunklen Hintergrunde ab und dann verschwinden Beide hinter den schlanken Baumstämmen.

Der Nachtthau beginnt herabzusinken und perlenden Thränentropfen gleich glänzt er auf Blättern und Halmen.

Horch! Klang es nicht wie ein unterdrücktes Aechzen durch die Nacht? wie ein Seufzer aus einer gequälten Menschenbrust? Kam der Ton nicht aus Mohuns Schlafgemache?

Mit schmerzentstelltem Antlitz lehnt der alte Inder am Fenster und athemlos beobachtet er das nächtliche Treiben seiner angebeteten Gattin.

Du armer Greis! Kaum vier Wochen sind nach der Hochzeit verflossen und schon bricht sie Dir die eheliche Treue!

„O, ich unseliger, verblendeter Ihor!“ ruft der Inder klagend. „Hätte ich doch der Goscha (alte Jungfrau) Glauben geschenkt, als sie mir vor Jahren mein Unglück vorher sagte! Jetzt ist es zu spät! — Mit gleißnerischen Reden hat der tückische Atri Râdhâs Sinne umstrickt und mir das Herz der Gattin entfremdet. — Wenn ich ihn tödte? — Ha!“

Ein Blick voll glühenden Rachedurstes schießt aus Mohuns Augen und seine Gestalt richtet sich zu ihrer vollen Höhe empor.

Er bewaffnet sich mit einem kurzen Dolche und verläßt vorsichtig das Haus. Dann schleicht er spähend und den bligenden Stahl im Gewande verbergend den Palmenhain entlang.

Plötzlich hemmt er die Schritte.

Sein Ohr vernimmt ein zärtliches Liebesgeflüster und auf einem Ruhefusse erblickt er seine Gattin in Atris glühender Umarmung.

Bebend vor Wuth lehnt der alte Inder am Stamme einer Palme und seine Rechte umklammert krampfhaft den Griff des Dolches.

Doch nur einen Augenblick, — dann stürzt er sich mit einem heiseren Aufschrei auf seinen Nebenbuhler.

Zweimal blizt die todbringende Waffe durch die Luft und mit dumpfem Köcheln beschließt Atri zu Füßen Râdhâs sein Leben.

Den blutigen Dolch von sich schleudernd schleppt Mohun die Ohnmächtige nach dem Wohnhause.

III.

In der weiten Säulenhalle der Pagode thront auf einem erhabenen Sitze die riesige Figur des indischen Obergottes Brâhma. Die Säulen sind mit greulichen Drachenfiguren verziert und ein fahles Zwielicht erhöht die Unheimlichkeit des Ortes.

Unterhalb der Götterfigur liegt Mohun auf den Steinfliesen, um sein Wünschen und Sehnen der Gottheit vorzutragen. Reichlich quollen die Wünsche des Bittenden empor.

„Gepeinigt von dörrender Gluth und mit lechzendem Munde eile ich zu Dir, o Brähma! Die Unruhe stachelt mich auf, ich bleibe nicht ruhig auf meinem Lager und schrecklich ist der Pfeil, welcher mein Herz durchbohrt! Den ruchlosen Nebenbuhler habe ich getödtet, dem verführten Weibe vergeben, aber das Glück meiner Tage habe ich verloren. Und dennoch liebe ich sie und kann von ihr nicht lassen! O Brähma, weiser und mächtigster aller Götter, ertheile mir Deinen Rath, wie ich mich der Treue meiner Gattin versichere! Hundert Eimer stärkenden Somas*) voll und kostbares Räucherwerk bringe ich Dir zum Opfer, o Brähma! Noch hängt mein Herz an der Treulosen, und ihrer Rede Liebreiz klingt wie himmlische Musik in meinen Ohren. Erhöre mein Flehen, erhabener Gott! Laß Râdhâ den goldenen Pfad der Tugend wieder wandeln und meine Nebenbuhler jegliches Leid treffen!“

So klagt der alte Inder der Gottheit sein Unglück.

Da fällt ein Strahl des ewigen Lichtes auf Brähmas unbewegliches Antlitz und ein Lächeln umzaubert einen Augenblick den hohen Ernst seiner Züge.

Eine unsichtbare Musik von Lauten, Harfen und Flöten ertönt hinter den Tempelsäulen und aus einem Nebelschleier treten zwölf jugendliche Bajaderen hervor.

Panges blumengeschmücktes Haar umfließt die blendenden Schultern und ihre leichtverhüllten Reize prangen in unvergänglicher Anmuth und ewiger Jugend.

Und wieder treten aus dem Nebelschleier zwölf himmlische Gesangsmädchen, welche sich im Halbkreise um den göttlichen Thron aufstellen.

In goldenen Kokoschalen bringen sie süßes Backwerk und Früchte herbei, um sie dem Weltbeherrscher darzureichen.

Dann beginnen die Bajaderen den Tanz. Erst abgemessen und ruhig, den Klängen der Himmelmusik in rhythmischen Bewegungen folgend, dann immer schneller und leidenschaftlicher, bis zur wilden Raserei übergehend.

Hochauf fliegen die durchsichtigen Gewänder und Brähmas Auge ruht mit Wohlgefallen auf den verlockenden Gestalten.

Jetzt hält der alte Inder den Augenblick für gekommen und mit demüthigen Worten wiederholt er seine Bitte.

Ein dumpfes Beben erschüttert den Tempel in seinen Grundvesten, der überirdische Schein erlischt und mit Donnerstimme antwortet die Gottheit:

„Fliehe, elender Staubgeborener! Dein Flehen war vergebens! Hier findest Du keinen Trost für Dein Leid, denn Du hast die ganze Natur zum Feinde!“

Da verlassen den Unglücklichen die Sinne und lautlos sinkt er vor dem Throne Brähmas nieder.

IV.

Die scheußlichen Drachenbilder auf den Säulen beginnen sich zu beleben und nehmen die Gestalten von nackten, buntbemalten Teufelstänzern an.

*) Ein berauschender Pflanzenjaft.

Mit fagenartigen Bewegungen nahen sie sich dem Bewußtlosen, ergreifen ihn mit ihren Krallen und schaffen ihn in eine entfernte Nebenhalle des Tempels, wo Agni, der Gott des Feuers, seinen Sitz hat.

Tausende kleiner, bläulicher Flämmchen umflimmern die Götzenfigur.

Hier erwacht Mohun aus seiner Betäubung und vom Lichtglanze geblendet bedeckt er sein Angesicht mit den Händen.

Da vernimmt er die Stimme Agnis, welche mächtig in dem weiten Raume widerhallt:

„Ich habe Deinen Hilferuf vernommen, schwacher Sterblicher! Hat Dir auch Brähma seinen Beistand versagt, so sollst Du deshalb doch nicht ungetröstet von hinnen gehen. — Seit Deinem Hochzeitstage befindest Du Dich im Besitze eines Ringes und solange Du diesen Ring am Finger trägst, kann Dir Deine Gattin nicht untreu werden. — Frage nicht weiter und entferne Dich!“

Die kleinen Flämmchen verlöschen wie mit einem Zauber- schlage und von den Teufelstänzern verfolgt eilt Mohun aus dem Tempel.

Einige dieser Plagegeister hängen sich an sein Gewand, und vergeblich versucht es der Inder, dieselben von sich abzuschütteln.

Eine letzte, gewaltige Anstrengung — und auf den Rissen des Lagers erwacht Mohun aus seinem beängstigenden Traume.

Ihm zur Seite ruht im leichten Morgenschlummer die liebreizende Râdhâ. Seine Rechte ist während des Schlafes an ihrem schneeweißen Gürtel hinabgeglitten und ruht fürsorglich in ihrem Schoße . . .

„Wohl mir! Das Ganze war nur ein schrecklicher Traum!“ seufzt der Erwachende erleichtert.

Und während der alte Inder seine Gedanken zu sammeln sucht, erleuchtet ihn ein Strahl der göttlichen Offenbarung und er findet die Lösung für Agnis räthselhafte Worte.

„Danke Dir, o Brähma!“ ruft er freudig aus. „Deine Weisheit hat mir den Weg gezeigt, um mir die Treue meiner Gattin zu sichern. Deinem göttlichen Gebote folgend, will ich das mir anvertraute Kleinod sorgfältig behüten!“

Jetzt schlägt die jugendliche Râdhâ die Augen auf und mit holdem Erröthen birgt sie ihr Haupt an der Brust ihres Gatten.

Unter vertraulichen Liebkosungen erzählt ihr derselbe seinen sonderbaren Traum.

„Du hast an meiner Treue gezweifelt, geliebter Gatte!“ spricht Râdhâ traurig und eine Zähre hängt an ihrer Wimper. „Dein Traum ist ein Beweis, daß Du Dich seit längerer Zeit mit quälenden Gedanken peinigst. Fürchte nichts, denn eher würden die Gestirne ihre Bahnen verlassen, als Râdhâ den Schwur der Treue bricht! Der Unterschied der Jahre wird mir durch Deine Liebe und Deine Tugenden hundertfältig aufgewogen! O Mohun, heute hast Du mir den ersten Schmerz bereitet!“

Allmählig erbleicht der Glanz der Gestirne und Ushas, die Göttin der Morgenröthe, begrüßt mit ihren ersten Strahlen die Glücklichen auf Erden.

Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Die Frau ist ein Gläubiger, den wir niemals befriedigen können. * * *

Eine Frau ist erst dann mit ihrem Porträt zufrieden, wenn es so aussieht, wie sie aussehen möchte. *

Des Weibes Reize verlieren sich bald,
Die Zähne fallen aus, das Aug' wird falt, —
Nur Eins bleibt bis zum Tod im Schwunge:
Die unermülich kleine Zunge. J. Rodenberg.

Mannesleid und Frauenschmerzen —
Beides löst der Thränen Thau;
Doch der Mann weint mit dem Herzen —
Mit den Nerven weint die Frau. D. Blumenthal.

Mädchenfreundschaft gleicht dem Mondlicht: es verblaßt, wenn die Sonne der Liebe aufgeht. F. v. Schönthan.

Unbeständigkeit tadeln wir nur an den Frauen, wenn wir deren Opfer sind. L. Desnoyers.

Sinken beim Hunde und Thränen bei Frauen,
Wer will denen trauen? Spanisches Sprichwort.

Haltet euch nur an die Weiber, wenn ihr etwas durchsetzen wollt, denn sie fassen Etwas rasch auf, weil sie unweisend, bringen es gerne unter die Leute, weil sie schnellzünftig, und halten lange daran fest, weil sie eigensinnig sind. St. Hieronymus.

Der Damen Zorn mich durch die Flucht entziehen,
Das that ich oft, und that, so glaub' ich, klug daran;
Doch klüger hätt' ich noch gethan —
Auch ihre — Güte mehr zu fliehen. Kästner.

Am liebsten sind mir Weiber, wenn sie küssen,
Weil sie solange schweigen müssen. W. Raschinski.

Man sagt, daß die Frauen neugierig sind. In einem Falle sind sie es aber niemals. Sie fragen nie, wo der Mann das Geld hernimmt, welches sie brauchen. F. v. Strobach.

Die Schönheit verleiht den Frauen mehr Muth, als der Verstand. J. u. L.

Es gibt zweierlei Frauen in der Welt, solche, die ein Herz haben, und diese lieben Einen, dann solche, welche kein Herz haben, und diese lieben Hundert. Götts.

Dir ist, wenn Dich ein Weib verrieth,
Um einen Deut das Leben feil
Und möchtest gern Dich morden.
Und wenn nach Jahren Du's erwägst,
Ist's Deines Glückes bester Theil,
Daß Du sie los geworden. Hamerling.

In eine Gesellschaft vernünftiger Männer tritt eine hübsche Frau und das Narrenhaus ist fertig. G. Thom.

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ruft aus: „Ich möchte sie heirathen, nur um sie prügeln zu dürfen.“ Goethe.

(6) Die sechs Dubois.

Roman von Maurice Montégut.

In Toulon, in Nizza, in Genua, überall war sie auf Irrwegen; die Gefährten, denen sie vertraut, hatten sie spazieren geführt in einem unter diesen Männern getroffenen Einverständnis, welches sie endlich ahnte. Darum blieb sie, die Getäuschte, Jenen gegenüber, die sie betrogen hatten, unzugänglich. Sie verachtete Alle; denn Jeder von ihnen hatte reichlich Theil gehabt an der Lüge und dem Betrug.



Sie hielt sie von sich fern und segnete den Zufall, der es ihr möglich machte, ihren rächenden Stolz und ihre Verachtung zu zeigen.

Sie stand aufrecht am Vordertheil des Schiffes, streng zugeknöpft in ihrem Reisemantel, und schaute in die Ferne, nach dem ersehnten Ziele, das Gestern vergessend und nur dem Morgen angehörig.

Die Fünf aber standen gesenkten Hauptes zwanzig Schritte hinter ihr und wagten nicht, sich ihr zu nähern.

— Tugend, du bist kein leerer Schall! erklärte Florimond einfach.

— Und die Treue ist nicht das ausschließliche Vorrecht der Hunde, seufzte Antony. Denn der Riese seufzte seit einiger Zeit.

Rigobert hatte den Akzent, ja sämtliche Akzente verloren. Saturnin trank übermäßig, alle Gesundheitsregeln vergessend. Theodor war niedergeschlagen und zweifelte an dem Egoismus.

Und die Stimme der Vernunft ließ sich in dem gepeinigten Gewissen der Fünf folgendermaßen vernehmen:

1. Nun denn, Theodor, Du beginnst zu begreifen, was man davon hat, wenn man als Fünfzigjähriger den Schmetterling spielen will, der die Schönen umflattert.

Wie viel Geld hast Du ausgegeben! Und wofür, Du lieber Himmel! Um Kummer und Bitterniß dafür einzutauschen.



Und wenn Dein Jammer Dich wenigstens magerer gemacht hätte! Aber nein! Die Herzenspein bläht Dich auf; der Schmerz läßt Dich anschwellen!

Und wenn's weiter nichts wäre, als das verlorne Geld, die verlegte Eitelkeit, die getäuschten Begierden! . . . Aber es ist Schlimmeres dabei: Dein Herz ist ge-

fangen, Du bist verliebt . . . Die Sache ist ernst dieses Mal . . .

Es ist die Vergeltung für Deine Härten, für Dein einfüßiges Lachen über die schwachen Seelen . . .

Du hieltst Dich für so stark, Bürger, und siehe! eine schwache Frauenhand hat ihren Namen in die Rinde Deines Herzens eingegraben . . . und Du wirst dreimal die Haut wechseln müssen, um diesen Namen verschwinden zu machen.

Theodor, Du bist verliebt! . . .

Ach, Theodor! wo sind Deine Theorien? Wo ist Deine Anmaßung, Deine Verachtung für Alles, was nicht nach dem Pfund verkauft wird?

Theodor! . . . in Deinem Alter! Kleiner Lüftling, schäme Dich! . . .

Theodor, Du wirst alt werden, ehe Du vergessen haben wirst!

Und Du wolltest es, Theodor! Du hast die Pfote nach der Falle ausgestreckt . . .

Vergebens wirst Du Dir einen Verband von Banknoten auf das Herz legen, es wird Dir noch lange wehe thun. Du siehst es jetzt ein: früher oder später muß man lieben und lieben heißt leiden.

2. Mein Freund Saturnin! Du hattest nach fünfundzwanzigjähriger Erwägung als Gegenstand des Daseins und als Ziel all' Deiner Gedanken die Sorge um das Gedeihen Deiner eigenen Person erkoren.

Du hattest der Wissenschaft ihre Geheimnisse entrisen, um Dein physisches Ich gegen alle krankhaften Anfechtungen, gegen alle verderblichen Begegnungen mit den ansteckenden Miasmen, welche die Luft erfüllen, zu schützen. Und nach dem alten Rezept hast Du mit vieler Mühe Dir eine gesunde Seele in einem gesunden Körper gesichert.

Aber Du wußtest auch, daß die Krankheiten der Seele das Gleichgewicht des Körpers nicht unberührt lassen, vielmehr sich demselben mittheilen; und Du pflegtest Deine Seele, sie in ungetrübter Ruhe erhaltend.

Und die beiden Gesellschafter, Körper und Seele, führtest Du in Frieden, ohne jede Erschütterung, bis zum Alter von 45 Jahren.

Du warst rosig und fett, von einem einladenden Neußern, ein Kannibale würde Dein Gewicht mit Goldstaub aufgewogen haben.

Nimm jetzt Deinen Spiegel zur Hand. Saturnin, Du bist bleich, verstört, herabgekommen; nur ein verhungertes Wolf würde nach Deinen Knochen Verlangen tragen.

Es ist nicht meine Schuld! schreit der Körper. Die Seele trägt die Schuld!

Und was antwortet die Seele? Nichts.

Sie ist verlegen und ihr Stillschweigen kommt einem Geständniß gleich.

Wie nennst Du Das, Doktor? Rausch, Geistesstörung, Neurose, Manie, Verrücktheit?

— Nein, antwortete Saturnin sich selbst; das heißt Liebe.

3. Advokat Rigobert, Doktor Dubois! vertheidigen Sie Ihre Sache, wenn sie überhaupt zu vertheidigen ist. Sie, der Sie Ihren unheilbaren Spleen durch alle Völker spazieren geführt haben und um sich ein wenig zu zerstreuen, die da und dort vernommenen Laute nachgeahmt haben, wie der Papagei, der am Strande zu Havre angefettet ist; Sie, der Sie sich für unwiderstehlich hielten mit Ihrem schönen blonden Barte, Sie langweilen sich nicht mehr; Sie verrathen und verleugnen England und Deutschland, Spanien und Italien und Ihre Eigenliebe eines hübschen Jungen blutet durch alle Poren Ihres liebenswürdigen Gesichtes. Gestehen Sie?

— Ich gestehe.

— Und Alldas, weil ein Weiberröck Ihnen in den Weg gekommen.

Naiver Don Juan! alle Ihre Elviren sind gerächt.

Sie sind vernarrt in ein kleines Bürgermädchen von Levallois-Perret, nicht einmal von Annières, in ein blutjunges Ding, das sich über Sie lustig macht.

Ist's wahr?

— Es ist wahr.

— Und was noch mehr: Sie, der Sie vermöge der Geradheit Ihres Charakters, aus natürlicher Großmuth und aus Prinzip Ihr Leben dem Rechte und der Wahrheit widmen wollten; Sie, der Sie seit zehn Jahren die einzig laudtere Sache der Welt suchten, um sie zum Siege zu führen, — Sie haben die Eingebungen Ihrer vornehmen Denkungsart dazu benützt, um im Einverständnisse mit Schelmen das angebetete Weib zu betrügen!

Sie haben sie auf verschlungenen Pfaden geführt, wo eine weniger stolze und starke Unschuld in die Brüche gegangen wäre. Was sagt Ihre ehemalige Moral dazu?

— Ich beurtheile und verurtheile mich . . . Wenn ich doch wenigstens einen Erfolg hätte!

— Das ist gut und es zeigt, daß Sie endgiltig verberbt sind. Auch wir beurtheilen, tadeln und verurtheilen Sie.

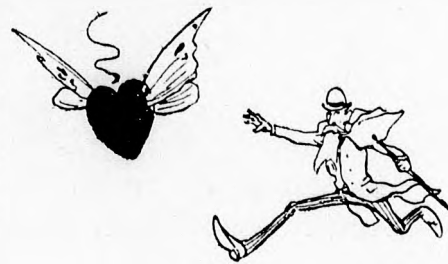
— Wozu?

— Fortzufahren.

— Ich danke!

4. Materieller und mächtiger Antony! Gibt es wirklich eine Sache, die stärker ist als die Stärke?

Deine im Hasse erprobten Muskel haben im Liebeskampfe versagt!



Marie liebt Dich nicht, wird Dich niemals lieben. Du wirst ihr, wie ein gezähmter Bär, gefolgt sein, um sie schließlich in die Arme eines Andern fallen zu sehen.

Du hast Dich mit vier Hampelmännchen zu allerlei fragwürdigen Machenschaften verbunden . . .

Du hättest sie am ersten Tage mit den Fäusten zermalmen und das Mädchen entführen müssen.

Bah! die Zauberin hat Dich bei der ersten Begegnung verhext mit ihren großen Augen und Du bist Querwege gegangen, wie die Schwachen und die Feiglinge.

Grabe Deine Nägel in Deine Haut; zerfleische Deine Brust, Deine herrliche Brust, die Du für unverwundbar hieltest. Der Finger eines Weibes hat sie durchdrungen; dieser Finger hat Dein Herz verbrannt und Du leidest und Du wirst Dich nicht rächen; denn wenn Du Dich rächtest, würdest Du durch Deine Rache noch mehr leiden.

Schließlich . . . Roland Graf von Angers, Neffe Karls des Großen, ist tobstüchtig geworden, weil Angelika ihn verachtete . . . Wenn Dir Das ein Trost ist . . .

5. Von Deinem Gewissen ausgezischt, Dichter-Künstler, bejammernswerther Florimond!

Was nützt Dir Deine Gewandtheit im Aufbau dramatischer Scenen? was hilft es Dir, den Leidenschaften ihre erhabene Sprache in den Mund zu legen? die Stimme zu haben, die entzückt und entsetzt, die Geberde, die bezaubert? Was hilft Dies Alles, wenn Du im wirklichen Leben einen Liebeshandel nicht zu Ende führen, Dir bei lebendigen Heldinen keine Erhöhung verschaffen kannst?

Fahret hin, ihr eitlen Träume! Lebewohl, schöner Wahn!

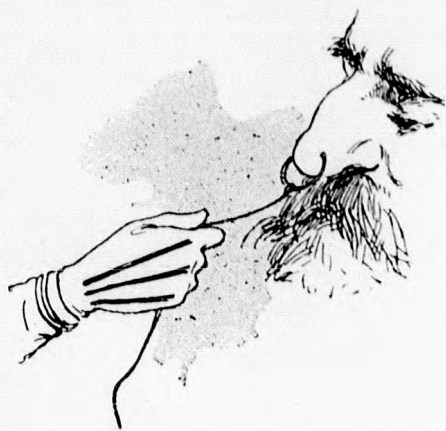
Welches zwanzigjährige Bürschchen wird mir die Kunst lehren zu gefallen und die Worte zu finden, die von den Frauen verstanden werden?

Ich verzichte auf Alles, auf die Blumensprache, auf klangvolle Verse. Künftig will ich meine ohnmächtigen Gedanken in der bloßen Sprache des abscheulichen Theodor zum Ausdruck bringen, da ich mit allen Feinheiten meiner Sprache, allem Zierrath meines Styls nicht mehr erreicht habe, als er. Ich möchte Ochsentreiber werden, wenn ich wüßte, wie ich es anzufangen habe.

Wie armselig sind doch meine Einfälle, auf die ich so stolz war!

Ich habe als ein Meisterstück menschlicher Erfindungsgabe meine Betterschaft mit Didier erfunden. Sie hat nicht lange daran geglaubt, obgleich die Rolle sehr einfach war, die reine Kinderei. Ich konnte die Rolle nicht zu Ende führen, weil der Stolz ihrer Augen mich in unablässiger Verwirrung hielt.

Und dann: welches Gesicht werde ich zeigen, wenn wir meinen angeblichen Vetter auf dem Quai von Marseille treffen?



Der Einfall, Marie im Spiel gewinnen zu lassen, damit sie, ohne erröthen zu müssen, zu dem Gelde komme, dessen sie bedurfte, war auch von mir. Eine wunderbare Idee, aus welcher von selbst die Lotterie-Geschichte hervorgegangen.

Jetzt ist sie reich und entschlüpft uns.

Alles wäre besser gewesen, als ihr Geld in die Hände zu spielen. Didier allein wird den Nutzen davon haben.

Es ist gut so. Meine Fabel war unsinnig.

Und während so jeder der fünf Dubois für sich eingestand, daß er nicht im Mindesten geliebt sei, erklangen in dem Herzen des Mädchens rauschende Hymnen hoffnungsfreudiger Liebe, und sie besangen die Freude, dort, hinter den rothigen Nebeln, hinter dem immer mehr sich verengenden Gesichtskreise, das verlorene Paradies, das gelobte Land zu finden.

— Diese Männer haben mich betrogen, ich begreife jetzt Alles, sagte sie sich; — aber was liegt daran?

Ich habe mir nichts vorzuwerfen und ihre bösen Absichten kehren sich gegen sie selbst.

Ich bringe Didier meine ganze Seele wieder.

Vergessen wir das Schlimme und denken wir nur an die Liebe. Und sie verlor sich in einem wachen Traume, den sie nach ihrem Belieben gestaltete.

Sie sah das große Zinshaus zu Levallois-Perret wieder, wo es in allen Stockwerken von armen Familien wimmelte; die mit Didier zugebrachten Winter-Abende, die Spaziergänge in stillen Sommernächten, in der vierfachen Baumallee des Boulevard Vineau, der mit eintretender Dunkelheit einsam und still wurde.

Längst vergessene Einzelheiten aus ihrer Kindheit traten ihr lebhaft vor die Augen und sie lächelte von der Höhe ihres heutigen Glückes ihnen zu.

Sie erinnerte sich plötzlich, daß ihre Mutter unruhig sein müsse und sie bedauerte, ihr in diesen zehn Tagen nur einmal und auch dann nur kurz geschrieben zu haben.

Dann tauchten zwei verbitterte Gestalten vor ihr auf: die unerbittlichen Eltern Didiers, diese bösen Reichen!

Oh, jetzt werden sie gewiß bald ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung geben; denn nun war auch sie reich; sie hatte fünfundzwanzigtausend Franken!

Und sie drückte mit fiebernder Hand den Briefumschlag an ihr Herz, in welchem ihr Schatz ruhte . . .

Elftes Kapitel.

Landungs-Quai, Nr. 17. — Die Rolle des Arztes. — Materielle Fragen. — Didier.

In der Mitte des Quai's, der mit Waaren aller Art bedeckt war, las man auf einem Hause von schmutzigem Aussehen in großen Lettern:

Marziß Roquentin
Dehlhändler en gros.

Von den fünf Dubois begleitet, die sich nicht entschließen konnten, sie aus den Augen zu verlieren, eilte Marie zum Thore dieses Hauses hinein. Einer dicken Frauensperson, die sich zeigte, rief sie die Frage zu:

— Wo ist Herr Roquentin?

Als die dicke Person diesen Namen hörte, nahm sie einen Zipfel ihrer Schürze, drückte ihn an die Augen und sprach seufzend:

— Unser Herr? Der ist todt!

— Seit wann? fragte Saturnin.

— Seit zehn Tagen. Er erwartete einen Pariser Arzt, der aber nicht kommen wollte und — dann wartete er nicht länger.

— Dieser Pariser Arzt bin ich, sagte Saturnin.

— Nun, Sie scheinen auf einem Beine gekommen zu sein! Ihr Kranker ist begraben.

— Woran ist er gestorben?

— An seiner Gicht, die ihm den Kopf aufblähte. Es war ein Jammer! . . . Ach, der gute Mann!

— Kennen Sie seinen Neffen, Herrn Didier Dubois? fragte Marie ihrerseits.

— Gewiß kenne ich den Unglücksmenschen. Will er uns doch ausplündern, der abscheuliche Mensch! Von wegen der Erbschaft . . .

— Wieso? fragte Rigobert.

— Wieso? wieso? brummte die Dicke. Sie sind vielleicht auch Solche? Sie Alle? . . . Man hat den Spionen nichts weiter zu sagen . . . Adje, dort ist die Thüre . . .

— Aber wo ist Didier? rief Marie trostlos.

— Da und dort, nah und fern; suchen Sie ihn, Ihren Schatz! Die Stadt ist groß genug!

— Und sie schob die ganze Gesellschaft zum Thore hinaus.

Auf der Straße beriethen sie sich und Marie, die wieder einmal in Bedrängniß war, fügte sich ihren Ansichten.

— Nach den letzten Worten der Heze zu schließen, sagte Florimond, darf man annehmen, daß Didier Dubois sich noch immer in Marseille befindet.

— Und es ist wahrscheinlich, fügte Rigobert hinzu, daß es um die Verlassenschaft des Herrn Roquentin einen Prozeß gibt.

— Didier wird zu spät gekommen sein; sein Oheim war gewiß schon todt und hat sein Vermögen seinen Dienstleuten und den Armen hinterlassen, wie er es angekündigt hatte.

— Wenn Sie sich ein wenig mehr beeilt hätten, gleichgültiger Doktor, warf Theodor dem Saturnin vor, hätten Sie vielleicht das Leben dieses wackern Mannes verlängert und er hätte seinen Neffen kennen gelernt. Didier wäre jetzt reich und folglich auch Marie. Sie sind an all' dem Unglück schuld . . .

— Vertheidigen Sie sich nicht, Herr Saturnin, denn ich bin Ihnen dankbar dafür, unterbrach Marie lebhaft. Wenn Herr Roquentin schon sterben mußte, ist's mir lieber, daß er vorher seine Familie enterbte . . .

Und da die Herren sehr überrascht schienen, erklärte sie ihre Worte:

Im Besitze eines großen Vermögens hätte ihr Didier wieder entkommen können; seine Eltern wären unzugänglich geblieben; als arme Leute aber werden sie eine Mitgift von 25,000 Franken sehr annehmbar finden.

Das war vernünftig wie die Vernunft selbst.

Alle verneigten sich überzeugt. (Und Alle sagten sich wüthend: Wie sie den Gelschnabel liebt!)

— Ich will mich nach dem Gerichts-Palaste begeben, um nachzusehen, ob der Prozeß registriert ist; ebendasselbst werde ich auch die Adresse des Didier Dubois erfahren.

— Ernsthaft? fragte Marie, ihm ins Gesicht blickend.

— Wieso, ernsthaft? stotterte der Advokat verblüfft.

— Ich will sagen, ob die Sache möglich sei? ob Sie wirklich diesen Schritt machen wollen, ohne mich zu täuschen?

— Bei meinem Ehrenworte, sagte Rigobert, mit einem vielsagenden Seitenblicke auf seine Mitschuldigen.

— Nun denn, meine Herren, schloß Marie, lassen Sie uns nach unserem alten Gasthose zurückkehren und wenn Sie Ihren Fehler gut machen wollen, und wenn Sie wollen, daß ich Ihnen verzeihe, müssen Sie Didier suchen, dort wo er ist. Denn er ist der einzige Mann, den ich liebe und stets lieben werde. Abgemacht?

— Zu Befehl, mein Fräulein, seufzten die Fünf, bei dem Gedanken erbebend, daß sie den sechsten Dubois endlich finden könnten.

Sie kehrten nach dem Hôtel de la Gloire zurück. Theodor, Saturnin, Florimond, Antony und Rigobert ließen sich vor dem Thore auf eine Bank nieder, holten ihre Tabakspfeifen hervor und saßen wortlos da.

Sie gaben sich besiegt. Sie fühlten, daß Didier ganz nahe sein müsse.

Plötzlich erhob sich Antony, wie Einer, der einen schwierigen Entschluß gefaßt hat.

— Theodor, sagte er, kommen Sie ein wenig spazieren, ich habe Ihnen einige Worte unter vier Augen zu sagen.

— Mit Vergnügen, mein Freund.

Sie begaben sich nach dem hinter dem Gasthose gelegenen Garten. Hier blieben sie unter einer Baumgruppe stehen und Antony, den Andern bei einem Nockknopf fassend, begann stockend:

— Mein Lieber, ich habe vor zwölf Tagen Paris mit 8000 Franken in der Brieftasche verlassen. Das war für mich allein mehr als genug; aber Sie wissen, was geschehen ist. Ich habe heute kaum 50 Louisdors; leihen Sie mir noch 50 dazu. Ich habe berechnet, daß 2000 Franken knapp hinreichen, um dieses Abenteuer zu Ende zu führen und ich möchte deshalb nicht an meinen Notar schreiben.

— Fürtrefflicher Antony . . . begann Theodor verlegen.

— Oh, keine Entschuldigungen, ich will keine, auch keine Phrasen. Ja oder nein. Sie sind der Einzige, an den ich mich wenden kann; die Andern sind mir wenig sympathisch und lieben mich auch nicht. Sie sind ein gutes, dickes Männchen und ich habe verhindert, daß Sie erschlagen werden, zu einer Zeit, da Sie es dreifach verdienten . . . Ich mache Ihnen keinen Vorwurf und spreche auch nicht gern von geleisteten Diensten; allein, eine Artigkeit ist die andere werth und darum habe ich Ihnen den Vorzug gegeben.

— Ich danke Ihnen vom ganzen Herzen, allein die Sache hat ihren Haken. Ihr Fall ist auch der meinige. Es sind mir knapp 1500 Franken geblieben . . . Ist man auch wohlhabend, so führt man doch nicht die Bank von Frankreich mit sich.

— Freilich nicht!

— Gleich Ihnen will auch ich dieses seltsame Erlebnis zu Ende führen. Ich hoffe nichts mehr, aber ich bin neugierig. Und nun, da ich Sie nicht in Verlegenheit lassen will, werde ich von Rigobert, der ein wohl erzogener und diskreter Mann ist, die Summe verlangen, deren Sie bedürfen.

— Thun Sie es und seien Sie bedankt.

— Oh, sehr gern; auf baldiges Wiedersehen!

Nun nahm Theodor den Rigobert beiseite und sprach in einer sehr würdigen Weise, die bereits bekannten Gründe anführend, als ob er das Geld für sich selbst brauchte.

Der Advokat erröthete.

— Lieber Herr, sagte er, ich habe nur mehr wenig Geld bei mir; aber um Ihnen gefällig zu sein, will ich diese tausend Francs von Florimond verlangen, der ein guter Junge von angenehmem Umgang ist, trotz seiner kleinen Schrullen, und der mir nichts abschlagen kann . . .

Von dem Advokaten gerufen folgte Florimond dem Rigobert längs der Rasenbeete.

— Mein lieber Dichter, ich brauche tausend Franken, denn ich sitze auf dem Trockenen und mein Bankier ist weit von hier. Wollen Sie mir einen blauen Zettel leihen?

— Ach, mein Freund, ich bin ausgepumpt, seufzte der Dichter. Die Lotterie hat mir den Rest gegeben. Das war Ihre Erfindung, Glender! Ich habe knapp so viel, um meine Reise anständig zu Ende zu führen und ich will meinen Geschäftsfreunden meine tollen Streiche nicht anvertrauen. Aber ich achte und liebe Sie zu sehr, als daß ich Sie in dieser schlimmen Lage lassen sollte. Saturnin steht mir ganz zur Verfügung; ich will mich an ihn wenden.

Florimond nahm Saturnin beim Arm und führte ihn unter die Bäume.

— Mein lieber Doktor, nach all' den Erlebnissen befinde ich mich in Geldverlegenheit; ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir tausend Francs leihen wollten. Sobald wir nach Paris zurückkommen . . .

— Ich bin trostlos, Florimond, aber auch ich sitze auf dem Trockenen. Doch warten Sie einen Augenblick; Antony ist ein guter Kamerad, der das Herz auf der Hand trägt. Um Ihnen angenehm zu sein, will ich an diese Thüre klopfen.

Der Arzt suchte Antony auf, der die Rückkehr des Messias Theodor erwartend, sich in dem Garten erging.

— Antony, ich brauche tausend Francs, begann Saturnin. Haben Sie sie verfügbar?

Antony war dermaßen verblüfft, daß er stammelte:

— Aber ja! . . . Wie denn nicht?

Und er gab sein letztes Tausendfrancs-Billet her.

Saturnin ging und übergab es geheimnißvoll dem Florimond; dieser ließ es diskret in die Hand des Rigobert gleiten, der es seinerseits geschickt dem Theodor zusteckte, der es freudig dem Antony brachte.

Dieser prüfte genau die Banknote und erkannte sie an einem kleinen Fleck als die seinige wieder. Da brach er in helles Lachen aus und dachte sich:

— Das ist nicht übel! Ich selbst gebe das Geld her, das ich mir ausborge. Dazu bin ich dem Theodor tausend Franken schuldig. Das ist das Höchste! Dabei nach wie vor in der Klemme! . . . Und was mehr: wenn ich gezahlt haben werde und man mir nicht wieder zahlt, kann ich tanzen gehen. Eine nette Operation, das muß ich sagen!

Nichtsdestoweniger dankte er dem Theodor und telegraphirte an seinen Bankier.

Die Dinerglocke erschallte laut und rief die Reisenden zu Tische. In den Korridoren und auf den Treppen entstand ein

großes Geräusch von geöffneten und geschlossenen Thüren und hastigen Schritten, die über die Stufen herabeilten.

Der Gasthof zählte in diesem Augenblicke an hundert Reisende. Einzeln, paarweise oder in Gruppen kamen sie in den langen Speisesaal. Eine riesige Tafel, hell beleuchtet, mit Eßgeschirr, Trinkgeräth, künstlichen Blumen und dem aus Apfelsinen und Äpfeln bestehenden unsterblichen Obste bedeckt, nahm die ganze Länge des Raumes ein.

Da sie zuletzt gekommen waren, ließen Marie und die fünf Dubois sich bescheiden auf die Plätze nieder, die der Thüre zunächst waren.

Das Diner begann; einige Sessel waren noch unbesetzt.

Mitten in dem Geräusch der fleißig gehandhabten Pössel öffnete sich leise die Thüre und ein junger Mann in Trauerkleidung, mit feinen, fast weiblichen Zügen, trat zögernden Schrittes ein.

In diesem Augenblicke hob der arme Florimond die Nase von seiner Serviette; der Dichter fuhr in die Höhe, als ob ein elektrischer Strom durch ihn gefahren wäre, erbleichte bis an die Haarwurzeln und murmelte mit einer unaussprechbaren Sehrgabe:

— Das ist er!

Zur nämlichen Zeit blickte auch Marie mit ihren großen Augen umher und da wurden zu gleicher Zeit zwei Schreie ausgestoßen, die in einander schmolzen:

— Didier!

— Marie!

Sie flogen einander an den Hals.

— Du bist's?

— Wirklich Du?

Ach, was des Einen Freude, ist des Andern Leid.

Während die beiden Liebenden, Hand in Hand, Aug in Aug und einander unter Thränen zulächelnd sich gegenseitig mit Fragen und Antworten bestürmten, betrachteten die fünf Dubois betroffen, sprachlos, verstört den sechsten Dubois.

Alle vergaßen zu essen.

Plötzlich nahm Marie Didier bei der Hand. Da sie ihre Absicht erriethen, erhoben sich die Fünf.

Und nun erfolgten die gegenseitigen Vorstellungen in zeremoniöser Weise.

Als an den Dichter-Künstler als Letzten die Reihe kam, lächelte das Mädchen:

— Didier? fragte sie, warum hast Du nicht schon Deinem Vetter Florimond die Hand gereicht?

— Wie? ruft Didier, mit verwunderten Augen diesen ihm unbekanntem Verwandten anstarrend.

— Mein Herr! sprach der Dichter in ziemlich unverfrorener Weise, — mein Herr, ich habe mich geirrt . . . Sie gehören nicht zu meiner Familie . . . Nein, nein, den Göttern sei Dank!

Und er drehte sich auf dem Stiefel-Absatz herum, eine Gavotte pfeifend.

Dieses Mal war an Marie die Reihe zu erröthen.

Wie war er in Wirklichkeit, dieser Didier?

Unbedeutend, hübsch, ein wenig dumm, nicht gut, nicht schlecht, sich selbst liebend, Vater und Mutter liebend, seine

Verlobte und seinen Hund liebend; noch kein Mann; mehr des Schutzes bedürftig, als Schutz zu gewähren geeignet.

— Das ist ein Mädchen! sagte Florimond.

— Ein magerer Kerl! rief Theodor.

— Blutleer! lautete die Diagnose Saturnins.

— Ein Fegen! meinte Rigobert.

— Ein Weichling, schloß Antony.

Ja, aber so wollen die Frauen sie haben!

Zwölftes Kapitel.

Der Advokat Rigobert. — Wer gewinnt, verliert. — Danke, meine Herren! — Melancholische Schlüsse.

Am Abende desselben Tages saßen die Sechs und Sie unter dem dürftigen Laubwerke des Gasthaus-Gartens.

Die besiegten Liebhaber waren immer mehr erstaunt über die Bedeutungslosigkeit des siegreichen Geliebten. Mariens Entzücken, die nicht müde ward, ihren alltäglichen Didier zu hören und zu bewundern, brachte sie zur Verzweiflung.

Und Jeder sagte sich: „Fürwahr, ich bin mehr werth!“ In Wirklichkeit war Jeder von ihnen so viel werth.

Didier erzählte in mühsam vorgebrachten Sätzen seine Geschichte.

Er war zu spät gekommen; Onkel Roquentin lag in den letzten Zügen. Doch als er seines Neffen ansichtig ward, der Zug für Zug seiner Mutter gleich, erwachte er einen Augenblick aus seinem schlafähnlichen Zustande.

„Papier, eine Feder“ — stammelte er, sich mit einer letzten Anstrengung aufrichtend. Allein, die Mägde und Diener, die ihn umgaben, riefen scheinheilig die Augen verdrehend: „Unser armer Herr redet irre! Ach, der arme, gute Herr!“

Noch einmal röchelte er mit dumpfer Stimme: „Schreibzeug!“ Er fuhr mit den gekrümmten, blauen Fingern über die Decke, dann sank er plötzlich zurück, das brechende Auge fest auf Didier gerichtet.

Es war zu spät; er war todt.

Diese letzte Scene hatte zufällig einige unbetheiligte Zeugen. Diesen ward es klar, daß der Sterbende im letzten Augenblicke sein Testament hatte ändern wollen.

Doch das einzig existirende und gültige Testament vermachte sein Vermögen in zwei gleichen Hälften seinem Hausgesinde (einer Magd und zwei Dienern) und den Armen von Marseille, der Stadt, wo er reich geworden.

Man mußte Prozeß führen.

Die Angelegenheit war dringlich und sollte in einigen Tagen zur Verhandlung kommen.

— Haben Sie einen Rechtsanwalt? fragte Rigobert.

— Ihrer zehn haben sich angeboten, aber ich traue Keinem, erwiderte Didier.

— Ganz recht, unterbrach ihn Doktor Rigobert mit herbrischer Stimme; — schicken Sie sie Alle zum Teufel! Ich selbst will Ihre Sache führen und wir werden sehen . . .

Marie schaute ihm ins Gesicht und runzelte die Augenbrauen.

— Ich nehme Ihr Anerbieten an, beeilte sich der sechste Dubois zu antworten.

Er hatte Vertrauen zu diesen Herren.

Das Mädchen machte eine nervöse Geberde und öffnete den Mund, als ob sie reden wollte; doch wie von einem plötzlich auftauchenden Gedanken zurückgehalten, schwieg sie und verblieb nachdenklich.

— Warum reisen wir nicht ab? unsere Rollen sind zu Ende, sagte am folgenden Morgen Florimond zu Theodor.

Theodor zuckte mit den Achseln.

Saturnin übernahm es, die Gefühle Aller folgendermaßen zu verdolmetschen:

— Fragen Sie einen zum Tode Verurtheilten auf dem Schaffot, ob er noch eine Stunde leben wolle und der hoffnungslose Mensch wird diesen Aufschub mit tausend Freuden annehmen, um nicht sofort sterben zu müssen. Dies ist unser Fall.

Und Alle ließen zustimmend die Köpfe hängen.

Marie und Didier schwammen im Glück. Von Eifersucht war bei Letzterem keine Rede. Er kannte seine Verlobte und überdies las er in den verführten Mienen der Fünf den glänzendsten Beweis ihrer strengen Tugend.

Vor der Verhandlung der Anfechtungs-Klage Didiers ließ Marie den Doktor Rigobert rufen.

— Mein Herr, sagte sie ihm sehr rasch und sehr leise, Sie erinnern sich wohl, daß ich Herrn Saturnin Dank dafür gesagt habe, daß er durch sein Verschulden Didier wahrscheinlich um seine Erbschaft gebracht hat. Nun denn, erwägen Sie! Wenn Didier reich wird, dann wird trotz der wenigen Sous, die ich dem Zufall verdanke, seine Familie sich dieser, noch immer nicht im richtigen Verhältnisse stehenden Verbindung widersetzen. Darum muß Didier diesen Prozeß verlieren. Wenn Sie ihn gewinnen, verfluche ich Sie! Sie haben mich oft genug betrogen, um mir endlich einmal rechtshaffen zu dienen. Sie haben mich verstanden?

Rigobert ging verblüfft von dannen und verlor „die einzig gerechte Sache von der Welt.“

Eine Viertelstunde nach dem Urtheilsspruch bestieg Marie mit ihrem Verlobten den Sitzzug nach Paris.

Die Fünf blieben allein, Nase an Nase; und diese Nasen waren lang.

— Ich will fürder mein wundes Herz pflegen, sagte Saturnin.

— Und ich, seufzte Theodor, will mich mit meiner Haushälterin aussöhnen.

Rigobert murmelte melancholisch:

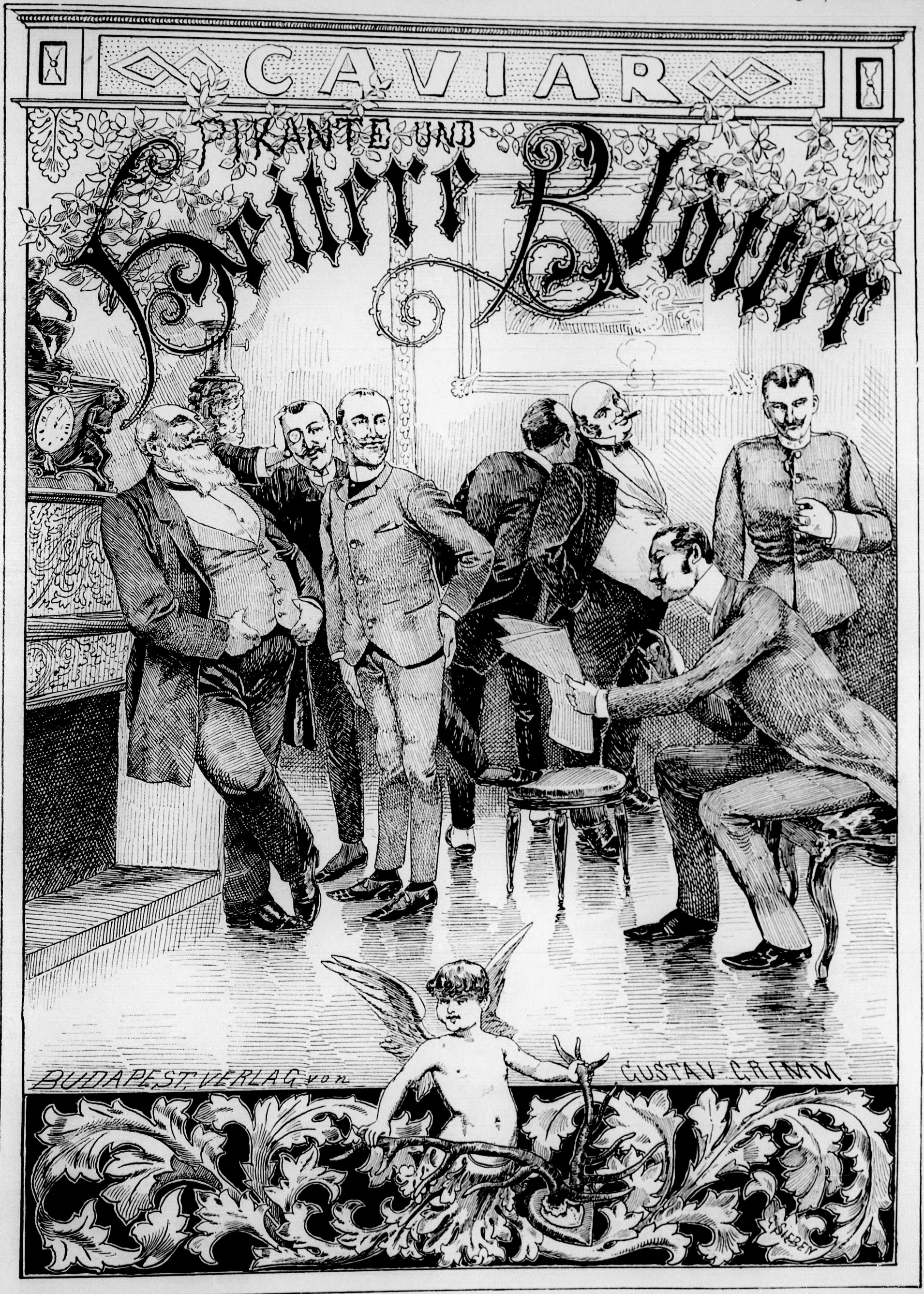
— Nach diesem Prozesse will ich keinen mehr führen. Die Gerechtigkeit ist gestorben.

Antony meinte:

— Wäre das Schicksal ein körperliches Wesen, mit dem man ringen kann, ich wäre Sieger geblieben.

— Es war ein Traum . . . ein kurzer, aber böser Traum, schloß Florimond.

E n d e.



Ersteht in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
Für alle anderen Ländern erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portozuschlag.

Im Verlage von
Gustav Grimm in Budapest

sind nachstehende Romane erschienen
 und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Descaves, Lucien. Unteroffiziere („Sous-Offs“)	1 fl. 80	= 3 Mark
Garborg, Arne. Aus der Männerwelt	1 fl. 20	= 2 Mark
Krogh, Chr. Albertine	1 fl. 20	= 2 Mark
Maupassant, Guy de. Mont-Oriol	60 kr.	= 1 Mark
Mendès, Catulle. Zohar	60 kr.	= 1 Mark
Mendès, Catulle. Die erste Geliebte	60 kr.	= 1 Mark
Mendès, Catulle. Der nackte Mann	60 kr.	= 1 Mark
Strindberg, August. Das rothe Zimmer	2 fl. 40	= 4 Mark
Strindberg, August. Die Verheiratheten	1 fl. 20	= 2 Mark
Zola, Emile. Mutter Erde, 2. Auflage in 1 Band	1 fl. 80	= 3 Mark
Zola, Emile. Nana, 2 Bände	1 fl. 80	= 3 Mark
Zola, Emile. Der häusliche Herd, 2 Bände	3 fl. —	= 5 Mark
Zola, Emile. Paradies der Damen	1 fl. 80	= 3 Mark
Zola, Emile. Das Geständniß eines Jünglings	1 fl. 20	= 2 Mark
Zola, Emile. Therese Raquin	1 fl. 20	= 2 Mark
Zola, Emile. Die Sünde des Priesters	1 fl. 20	= 2 Mark
Zola, Emile. Der Wunsch einer Verstorbenen	1 fl. 20	= 2 Mark
Zola, Emile. Der Todtschläger	1 fl. 50	= 2 M. 50
Zola, Emile. Renata oder die Jagd nach dem Glücke	1 fl. 50	= 2 M. 50
Zola, Emile. Die Lebensfreude	1 fl. 50	= 2 M. 50
Zola, Emile. Madelaine Férat	1 fl. 50	= 2 M. 50
Zola, Emile. Se. Exc. Eugen Rougon	1 fl. 50	= 2 M. 50
Zola, Emile. Die Eroberung von Plassans	1 fl. 50	= 2 M. 50
Zola, Emile. Die Geheimnisse von Marseille	2 fl. 40	= 4 Mark
Zola, Emile. Liebesblätter	1 fl. 20	= 2 Mark
Zola, Emile. Der Bauch von Paris	1 fl. 20	= 2 Mark
Zola, Emile. Das Glück der Familie Rougon	1 fl. 20	= 2 Mark
Zola, Emile. Die Bestie im Menschen	3 fl. —	= 5 Mark



Die ersten fünf complete Jahrgänge des „**Caviar**“
 1886, 1887, 1888, 1889, 1890 sind noch zum Preise
 von je 8 fl. ö. W. = 14 Mark, — hochlegant gebunden
 je 9 fl. 50 kr. ö. W. = 16 Mark 50 Pf. zu beziehen.

